

# **Die Abenteuer des Jonathan Gullible**

**Eine marktwirtschaftliche Odyssee**

**Ken Schoolland**

## 1. Ein großer Sturm

In einem sonnigen Strandstädtchen, lange bevor Filmstars es mit ihren Kabrioletts füllten, wohnte ein Junge namens Jonathan Gullible.

Kaum jemand beachtete ihn, außer seinen Eltern, die ihn für schlau, ernsthaft und wunderbar athletisch hielten - von seinem zerzausten, sandfarbenen Haarschopf bis zu seinen übergroßen Füßen. Sie arbeiteten schwer in dem kleinen Kramladen auf der Hauptstraße des Ortes, der eine geschäftige Fischflotte beheimatete.

Im Ort wohnten viele hart arbeitende Menschen; die einen waren gut, die anderen waren schlecht, die meisten ganz normaler Durchschnitt.

Wenn er nicht gerade Botengänge oder kleine Arbeiten für das Geschäft der Eltern erledigte, steuerte Jonathan sein selbstgezimmertes Segelboot durch den engen Kanal des kleinen Hafens auf der Suche nach Abenteuern.

Wie so viele Jugendliche, die ihre ersten Jahre immer am gleichen Ort verbringen, war auch Jonathan vom Leben gelangweilt und empfand die Menschen um sich herum als eher einfallslos. Er sehnte sich, ein fremdes Schiff oder einen großen Fisch auf seinen Reisen außerhalb des Hafens zu entdecken.

Vielleicht würde er mit einem Piratenschiff zusammentreffen und gezwungen werden, die sieben Meere als Mitglied der Mannschaft zu umschiffen. Vielleicht würde ihn aber auch ein Walfänger auf der Suche nach Beute mit an Bord nehmen.

Die meisten Ausflüge endeten jedoch mit einem knurrenden Magen oder einer ausgedörrten Kehle und der Gedanke an das Abendessen führte ihn heimwärts.

An einem dieser schönen Frühlingstage, wenn die Luft so frisch ist wie die Wäsche im Wind, war die See so verlockend, daß Jonathan nur noch daran dachte, sein Mittagessen und seine Angelausrüstung in das kleine Boot zu packen, um die Küste entlangzufahren. Seinen Rücken der Brise zugewandt, nahm Jonathan die dunklen Sturmwolken am Horizont nicht wahr. Er hatte erst kürzlich angefangen, über die Hafenausfahrt hinauszusegeln und doch war er schon recht selbstsicher.

Der Wind begann an Stärke zuzunehmen, doch als er es merkte, was es schon zu spät. Bald kämpfte er verzweifelt mit dem Segelwerk, als der Sturm mit furchtbarer Gewalt über ihn hereinbrach. Sein Boot wurde zwischen den Wellen hin und her geworfen. Jede Anstrengung, die er machte, sein Schiff zu kontrollieren, war sinnlos gegen den schrecklichen Wind.

Schließlich preßte sich Jonathan auf den Boden des Bootes, klammerte sich an den Balken fest und hoffte, er würde nicht kentern. Tag und Nacht flossen zusammen in einem furchterregenden Wirbel.

Als der Sturm endlich nachließ, bot sein Boot das Bild der Verwüstung: der Mast gebrochen, die Segel gerissen und mit einer beängstigenden Schlagseite nach Steuerbord. Die See beruhigte sich, doch ein dichter Nebel bedeckte sein Schiff und schnitt jeden Blick ab.

Jonathan trieb für mehrere Tage in seinem Boot, sein Wasservorrat ging zur Neige und er konnte seine Lippen nur noch mit dem Wasser befeuchten, das von den Segelfetzen heruntertropfte.

Schließlich lichtete sich der Nebel und Jonathan nahm den dunklen Umriß einer Insel wahr. Als er näher herantrieb, erkannte er ein unbekanntes Land mit Sandstränden und steilen Hügeln, die von einer üppigen Vegetation bedeckt waren.

Die Wellen trieben ihn auf ein flaches Riff. Jonathan ließ sein Boot zurück und schwamm eifrig an das Ufer. Schnell entdeckte er die rosafarbenen Guaven, die reifen Bananen und andere köstliche Früchte, die im Regenwald hinter dem schmalen Sandstrand im Übermaß vorhanden waren, und verschlang sie hungrig.

Als er seine Kräfte wiedergewonnen hatte, fühlte er sich furchtbar einsam, aber glücklich über seine Rettung und gespannt auf das unerwartete Abenteuer. Er machte sich unverzüglich entlang der weißen Sandstrände auf den Weg, um die unbekannte neue Welt zu erforschen.

»Was für Leute werden nur hier leben«, fragte er sich. »Werden sie freundlich sein und umgänglich? Na ja, wo immer ich auch bin, hier ist es jedenfalls nicht langweilig.«

## 2. Unruhestifter

Jonathan spazierte mehrere Stunden durch dichtes Gestrüpp in Richtung eines flachen Hügels, der sich hinter dem Strand erhob. Plötzlich hörte er die Schreie einer Frau. Er blieb stehen und sah aufmerksam umher, um die Quelle des Geräusches zu entdecken.

Irgendwo aus dem Dickicht hörte er einen weiteren verzweifelten Hilferuf. Jonathan bahnte sich einen Weg durch das Gestrüpp auf die Geräusche zu. Bald fand er sich auf einem Trampelpfad wieder.

Jonathan rannte um eine scharfe Kurve und prallte mit voller Wucht auf einen stämmigen Mann, der ihn wie eine Mücke beiseitefegte. Benommen schaute er auf und sah, wie zwei Männer eine Frau hinter sich herzerzten, die laut schrie und um sich stieß.

Als Jonathan wieder zu Atem kam, war das Trio verschwunden. Er war sicher, daß er allein die Frau nicht würde befreien können, und rannte deshalb den Weg hinauf, um Hilfe zu holen.

Nach wenigen Minuten erreichte er eine Lichtung, auf der mehrere Leute um einen Baum herumstanden und mit Stöcken auf diesen einschlugen.

Jonathan ergriff den Ärmel eines Mannes, der den anderen bei der Arbeit zusah. »Bitte, helfen Sie mir«, flehte Jonathan. »Zwei Männer haben eine Frau entführt und sie braucht unsere Hilfe.«

»Kein Grund zur Aufregung«, sagte der Aufseher schroff. »Die Frau wurde festgenommen. Vergiß es und geh weiter, wir haben zu arbeiten.«

»Festgenommen?« fragte Jonathan, der immer noch nach Luft schnappte. »Sie sah nicht aus wie - äh - eine Kriminelle.«

Aber wenn sie eine Verbrecherin war, fragte sich Jonathan, warum schrie sie dann so verzweifelt um Hilfe? »Entschuldigen Sie bitte, mein Herr. Aber was hatte sie denn verbrochen?«

»Mhm«, erwiderte der Mann irritiert, »nun, wenn du es wirklich wissen willst, sie hat alle unsere Arbeitsplätze hier bedroht.«

»Sie bedrohte Ihre Arbeitsplätze? Wie hat sie denn das getan?« fragte Jonathan beharrlich.

Der Aufseher starrte wütend auf den unwissenden Frager und führte ihn zu einem Baum, auf den die Arbeiter eifrig einschlugen. Stolz sagte er: »Wie du sehen kannst, sind wir Holzfäller. Wir fällen Bäume, indem wir sie mit diesen Stöcken schlagen. Manchmal können hundert Arbeiter, die rund um die Uhr beschäftigt sind, einen mittelgroßen Baum in weniger als einem Monat fällen.«

Der Mann spitzte die Lippen und wischte sorgfältig ein Stäubchen von seiner gutgeschnittenen Jacke. »Diese Frau kam heute morgen zur Arbeit und hatte ein scharfes Metallstück an das Ende ihres Stockes gebunden. Sie schockierte alle, indem sie damit einen Baum in weniger als einer Stunde fällte. Und das ganz allein! Kannst du dir das vorstellen? Eine solche Bedrohung unserer traditionellen Beschäftigung mußte aufgehoben werden!«

Jonathans Augen weiteten sich vor Erstaunen, als er hörte, welche Bestrafung diese Frau für ihre Kreativität erhielt. In seiner Heimat wurden Äxte und Sägen von jedermann gebraucht, um Bäume zu fällen. So hatte er auch das Holz für sein eigenes Bot erhalten.

»Aber ihre Erfindung!« rief Jonathan aus, »sie erlaubt es allen Menschen, Bäume zu fällen, ganz egal ob sie groß und stark sind oder nicht. Würde man dann nicht schneller und billiger Holz gewinnen und daraus Dinge herstellen können?«

»Was meinst du damit?« sagte der Aufseher ärgerlich. »Wie kann jemand eine solche Erfindung gutheißen. Diese ehrenhafte Arbeit kann nicht von jedem Schwächling getan werden, der nur mit einer guten Idee herbeikommt.«

»Aber, mein Herr«, sagte Jonathan vorsichtig, »Ihre Arbeiter haben begabte Hände und viel Talent. Sie könnten viel Zeit sparen, die sie dann für andere Dinge übrig hätten. Sie könnten Tische, Schränke, Boote oder sogar Häuser herstellen.«

»Paß auf«, sagte der Mann mit einem drohenden Blick. »Der Zweck der Arbeit ist sichere Beschäftigung für alle - nicht neue Produkte.« Seine Stimme hatte nun einen gefährlichen Klang: »Du hörst dich wie ein Unruhestifter an.«

»Nein, nein, ich möchte keine Unruhe. Ich bin sicher, Sie haben Recht. Ich muß jetzt weiterziehen.« Jonathan drehte sich auf der Stelle um und eilte den Weg zurück, den er gekommen war. Nach seinem ersten Treffen mit den Menschen hier fühlte er sich sehr unbehaglich.

### 3. Kerzen und Mäntel

Der Weg fraß eine immer breiter werdende Schneise in den dichten Urwald. Jonathan sah, daß der Urwald an der Böschung eines kleinen Flusses endete, den eine schmale Holzbrücke überquerte. Auf der anderen Seite sah er einige Häuser und vermutete, daß dort Leute leben würden, die ihm sagen könnten, wo er sich befand.

Er traf eine Frau, die ein langes Dokument hielt und hinter einem Tisch voller kleiner Abzeichen saß. »Entschuldige bitte«, sagte die Frau zu Jonathan und strahlte ihn mit ihren hellen Augen an. Sie versuchte, einen der Anstecker an Jonathans zerrissener Hemdtasche anzubringen. »Würdest du bitte mein Gesuch unterzeichnen.«

»Nun ja, ich weiß nicht«, stammelte Jonathan. »Aber ich würde gern wissen, ob Sie mir den Weg zur nächsten Stadt zeigen könnten.«

Mißtrauisch schaute ihn die Frau an: »Bist du von dieser Insel?«

Jonathan zögerte, da ein eisiger Ton in ihrer Stimme lag. »Oh, ich bin von der Küste und habe die Orientierung verloren.«

Die Frau lächelte wieder: »Dort ist die Straße zur Stadt. Aber bevor du gehst, unterschreibe bitte hier. Es nimmt nur eine Sekunde in Anspruch. Und du wirst so vielen Menschen helfen.«

»Gut, wenn es Ihnen so viel bedeutet.«

Jonathan zuckte mit den Achseln und nahm den Füllhalter, um das Gesuch zu unterschreiben. Sie tat ihm leid, so in dicke Kleider eingewickelt schwitzte sie schrecklich an diesem schönen, sonnigen Tag. Und was das auch für ein merkwürdiger Platz war, um Unterschriften zu sammeln.

»Wofür ist denn das Gesuch?« fragte Jonathan.

Sie faltete ihre Hände, als ob sie sich vorbereitete zu beten: »Das ist ein Gesuch, um Arbeitsplätze und Betriebe zu schützen. Du bist doch für Arbeitsplätze und Betriebe?«

»Natürlich«, erwiderte Jonathan schnell, weil er sich daran erinnerte, was mit der verhafteten Frau zuvor geschehen war. Auf keinen Fall wollte er wirken, als hätte er kein Interesse an der Arbeit der Menschen.

»Und wofür hilft das?« fragte Jonathan, als er seinen Namen kritzelte.

»Der Hohe Rat schützt unsere ansässigen Arbeitsplätze und Betriebe vor den Produkten, die von auswärts eingeführt werden. Wenn genügend Leute mein Gesuch unterschreiben, wird der Rat alles in seiner Macht stehende unternehmen, um die Einfuhr ausländischer Güter zu verbieten, die meinem Industriezweig schaden.«

»Und was ist Ihr Industriezweig?« fragte Jonathan.

»Ich vertrete die Hersteller von Kerzen und Mänteln«, erklärte die Frau stolz. »Dieses Gesuch verlangt ein Verbot der Sonne.«

»Der Sonne?« verschlug es Jonathan die Sprache. »Warum soll denn die Sonne verboten werden?«

Die Frau blickte Jonathan in die Augen und sagte vorsichtig: »Ich weiß, das hört sich etwas drastisch an, aber kannst du das denn nicht einsehen? Die Sonne schadet den Kerzenmachern und den Mantelherstellern. Sicherlich verstehst du, daß die Sonnenstrahlung eine sehr billige Quelle für ausländisches Licht und Wärme ist. Das kann doch nicht toleriert werden!«

»Aber Licht und Wärme sind doch kostenlos«, protestierte Jonathan.

Die Frau fühlte sich von seiner Bemerkung verletzt und jammerte: »Das ist ja genau das Problem.« Sie nahm einen kleinen Notizblock aus der Tasche und schrieb ihm einige Bemerkungen auf.

»Nach meinen Schätzungen vermindert die preiswerte Verfügbarkeit dieser ausländischen Elemente die mögliche Beschäftigung und die Löhne um mindestens fünfzig Prozent. Jedenfalls in den Industriezweigen, die ich vertrete. Eine hohe Steuer auf Fenster oder vielleicht auch das völlige Verbot würde die Situation wirklich verbessern.«

Jonathan ließ das Gesuch fallen. »Aber wenn die Leute den Kerzenmachern und Mantelherstellern Licht und Wärme bezahlen müssen, haben sie weniger Geld für andere Dinge, wie Fleisch oder Brot oder Getränke.«

»Ich vertrete nicht die Fleischer oder die Bierbrauer oder die Bäcker«, meinte die Frau barsch. Sie riß die Liste an sich, damit Jonathan seine Unterschrift nicht wieder durchstreichen konnte. »Offensichtlich bist du mehr an den Launen der Kunden interessiert als an der Sicherheit der Arbeitsplätze und an gesunden wirtschaftlichen Investitionen. Guten Tag.« Die Unterhaltung war beendet.

Jonathan wich vom Tisch zurück, dann drehte er sich langsam um und ging davon.

»Die Sonne verbieten«, dachte er, »was für eine verrückte Idee. Das nächste Mal wird sie wohl auch Nahrung und Häuser verbieten wollen.« Jonathan hoffte, daß er noch vernünftigeren Menschen treffen würde.

#### 4. Die Nahrungspolizei

Andere Pfade mündeten in den Weg, der sich in eine Landstraße erweiterte. Anstatt des Urwaldes wanderte Jonathan durch Wiesen, ausgedehnte Felder voller reifer Ähren und reiche Obstgärten. Der Anblick all dieser Köstlichkeiten machte ihn wieder hungrig. Er bog in einen Zufahrtsweg zu einem gepflegten weißen Farmhaus ein und hoffte, seine Orientierung wiederzufinden. Auf der Veranda traf er eine Frau und drei kleine Kinder, die wie ein Bündel zusammenkauerten und weinten.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte Jonathan freundlich, »kann ich irgendwie helfen?«

Die Frau blickte auf und schluchzte: »Es geht um meinen Mann. Ich wußte, daß es eines Tages dazu kommen würde«, klagte sie. »Er wurde verhaftet. Von der Nahrungspolizei.«

»Das tut mir sehr leid. Mhm, sagten Sie ›Nahrungspolizei?‹« fragte Jonathan und tätschelte den Kopf eines der Kinder. »Warum haben sie ihn verhaftet?«

Die Frau biß die Zähne zusammen und versuchte verzweifelt, die Tränen zurückzuhalten. Dann sagte sie verächtlich: »Sein Verbrechen war - er hat zuviel Nahrung produziert - das war sein Verbrechen.« Jonathan war schockiert. Diese Insel war wirklich ein seltsamer Ort. »Ist es ein Verbrechen, zu viel Nahrung zu produzieren?«

Die Frau fuhr fort: »Vergangenes Jahr erließ die Nahrungspolizei neue Anordnungen, die genau festlegten, wieviele Nahrungsmittel er produzieren und an die Bevölkerung verkaufen durfte. Sie erklärten uns, daß niedrige Preise den anderen Farmern schaden würden.«

Sie biß sich auf die Lippen und platzte dann heraus: »Mein Mann war ein besserer Farmer als alle anderen zusammen.«

Plötzlich hörte Jonathan ein schallendes Gelächter. Ein großer schwerfälliger Mann stolzierte auf das Landhaus zu. »Ha! Und ich sage, der beste Farmer ist der, der die Farm bekommt. Nicht wahr, junge Lady?«

Der Mann grinste höhnisch und sagte mit einer ausladenden Handbewegung: »Jetzt packt euren Kram und dann verschwindet ihr.« Der Mann nahm eine Puppe, die auf den Stufen lag, und drückte sie Jonathan in die Hand. »Ich bin sicher, sie kann deine Hilfe gebrauchen, Kleiner. Los geht's, das ist jetzt mein Haus.«

Die Frau stand auf und ihre Augen blitzten wütend. »Mein Mann war ein besserer Farmer, als Sie es jemals sein werden.«

»Das ist fraglich«, lachte der Mann. »Sicher, seine Leistungen waren herausragend. Er war ein Finanzgenie und wußte immer, was er anbauen mußte, um die Kunden zu erfreuen. Sehr eindrucksvoll! Aber er vergaß eine Kleinigkeit - Preise und Anbausorten werden vom Hohen Rat festgelegt und von der Nahrungspolizei durchgesetzt. Er hat die Nahrungspolitik einfach nie verstanden.«

»Sie Parasit«, schrie die Frau. »Sie liegen immer falsch, Sie verschwenden guten Dünger und Samen bei allem, was Sie anpflanzen, und niemand will Ihre Produkte kaufen. Sie pflanzen im Flutgebiet oder auf trockenem Ton und es macht Ihnen nichts aus, wenn Sie alles verlieren. Dann lassen sie den Hohen Rat für alles zahlen.«

Jonathan runzelte die Stirn: »Man hat also nichts davon, ein guter Farmer zu sein?«

»Es ist ein Nachteil, gut zu sein«, erwiderte die Frau. »Mein Mann lehnte es ab, sich bei den Hohen Herren einzuschmeicheln, und versuchte, anständig Getreide zu produzieren und zu verkaufen - nicht wie diese Kröte hier.«

Der Mann stieß Frau und Kinder von der Veranda und knurrte: »Ja, und er weigerte sich, seine jährlichen Quoten zu erfüllen. Kein Farmer widersetzt sich ungestraft der Nahrungspolizei. Jetzt verschwindet von meinem Land!«

Jonathan half der Frau, ihre Habseligkeiten zu packen und begleitete sie und die Kinder, als sie langsam von ihrem früheren Heim weggingen. An der Straßenbiegung drehten sie sich um für einen letzten Blick auf Haus und Scheune.

»Und was geschieht jetzt?« fragte Jonathan.

Die Frau seufzte: »Ich kann die hohen Nahrungspreise hier auf dem Land nicht zahlen. Glücklicherweise habe ich Freunde und Verwandte, die ich um Hilfe bitten kann. Sonst müßte ich wohl in die Stadt gehen und den Hohen Rat bitten, für mich und meine Kinder zu sorgen. Das würden denen gefallen. Kommt, Kinder.«

Verärgert murmelte sie: »Die Herren haben uns in diese Situation gebracht, indem sie sich auch um diesen Kerl sorgten. Abhängigkeit ist die Quelle für ihre Stärke. Und die Arbeit von anderen ist die Quelle für ihre Großzügigkeit.«

Jonathan faßte an seinen Bauch - jetzt fühlte er sich eher übel als hungrig.

## 5. Eine ungewöhnliche Fischgeschichte

Jonathan verabschiedete sich von der Frau und ihren Kindern, nachdem er sie zum Haus ihrer Verwandten gebracht hatte. Sie dankten ihm und luden ihn ein zu bleiben. Aber da er sah, wie eng und belebt es zuging, entschied er sich, seinen Weg fortzusetzen.

Die Mittagssonne wurde schon ziemlich unangenehm, als Jonathan am Ufer eines kleinen Teiches ankam. Er schöpfte etwas Wasser mit seinen Händen, um sich zu erfrischen.

Doch dann hörte er eine warnende Stimme: »An deiner Stelle würde ich das nicht trinken.«

Jonathan blickte sich um und sah einen alten Mann, der am Ufer kniete und einige winzige Fische säuberte. Neben einer kleinen verwitterten Bank standen ein Korb, eine Spule und drei Stäbe, die in den Schlamm gerammt waren. Von jedem führte eine Schnur ins Wasser.

»Guter Fang heute?« erkundigte sich Jonathan höflich.

Ohne aufzublicken erwiderte der Mann etwas mürrisch: »Nö. Diese kleinen Dinger waren alles heute.«

Er fuhr fort, die Fische auszunehmen und legte sie in einen Tiegel, der über dem rauchenden Feuer hing. Die Fische, die schon in der Pfanne brutzelten, rochen köstlich.

Jonathan, der selbst ein perfekter Fischer war, fragte: »Was haben Sie denn als Köder benutzt?«

Nachdenklich schaute ihn der Mann an: »Mit meinem Köder ist alles in Ordnung, Junge. Ich habe das Beste gefangen, was noch in diesem Teich ist.«

Jonathan bemerkte die ruhige Stimmung des Fischers und dachte, er könne mehr von diesem alten Mann erfahren, wenn er eine Weile schweigen würde. Schließlich nickte ihm der Fischer zu, sich an seine Seite zu setzen und etwas Fisch und Brot mit ihm zu teilen. Jonathan aß hungrig, obwohl er sich schuldig fühlte, noch etwas von dem kärglichen Mahl des Mannes wegzunehmen. Nachdem sie gegessen hatten, begann der alte Mann zu erzählen.

»Vor vielen Jahren konnte man hier wirklich große Fische fangen«, sagte der Mann nachdenklich.

»Aber sie sind alle gefangen worden. Nur die kleinen sind übriggeblieben.«

»Aber die kleinen werden doch noch wachsen?« fragte Jonathan. Er starrte auf das saftige Gras, das in den flachen Wassern entlang des Ufers wuchs. Dort könnten sich viele Fische verbergen.

»Eben nicht. Die kleinen werden von den vielen Fischern hier zu früh gefangen. Und nicht nur das, die Leute schütten ihre Abfälle in den See. Siehst du den dicken Schaum dort hinten?«

Jonathan schaute verwirrt: »Warum nehmen die anderen Ihren Fisch und werfen Abfälle in Ihren See?«

»Oh nein, das ist nicht mein See«, sagte der Fischer. »Er gehört allen - genauso wie die Wälder und die Flüsse.«

»Diese Fische gehören wirklich allen, auch mir?« fragte Jonathan und fühlte sich gleich nicht mehr ganz so schuldig, an einem Essen teilgenommen zu haben, zu dem er nicht beigetragen hatte.

»Nicht wirklich«, antwortete der Mann. »Was jedem gehört, gehört eigentlich niemandem - das heißt, bis ein Fisch an meinen Haken beißt. Dann gehört er mir.«

»Das verstehe ich nicht«, meinte Jonathan und runzelte verwirrt die Stirn. Er sprach fast zu sich selbst, als er wiederholte: »Der Fisch gehört allen, das heißt, daß er eigentlich niemandem gehört, es sei denn, er beißt an Ihren Haken. Dann gehört der Fisch Ihnen? Aber kümmern Sie sich denn um die Fische oder helfen Sie ihnen zu wachsen?«

»Natürlich nicht«, sagte der Mann mit einem spöttischen Prusten. »Warum sollte ich mich denn um die Fische kümmern, nur damit jemand anderes vorbeikommt und sie fängt? Wenn jemand den Fisch bekommt oder den See verdreht, war doch meine ganze Mühe umsonst!«

Mit einem traurigen Blick auf das Wasser fügte der alte Fischer hinzu: »Wenn ich darüber nachdenke, dann würde ich wirklich wünschen, der See würde mir gehören. Dann würde ich dafür sorgen, daß es den Fischen gut geht. Ich würde mich genauso um den See kümmern wie der Viehzüchter, der die Farm im nächsten Tal bewirtschaftet. Ich würde die stärksten, fettesten Fische züchten und du kannst dich darauf verlassen, daß kein Fischdieb oder Müllkipper an mir vorbeikäme. Ich würde sicherstellen ...«

»Wer bewirtschaftet den See jetzt?« unterbrach Jonathan.

Das Gesicht des Fischers verhärtete sich: »Der See wird vom Hohen Rat verwaltet. Alle vier Jahre werden sie gewählt und dann benennen sie einen Verwalter und bezahlen ihn gut von meinen Steuern. Der Fischverwalter soll dafür sorgen, daß nicht zu viel gefischt wird und kein Abfall in den See gelangt. Komisch nur, daß die Freunde der Herren gewöhnlich fischen und verschmutzen dürfen, soviel sie wollen.«

Jonathan grübelte eine Weile darüber nach und fragte: »Ist der See gut verwaltet?«

»Sieh doch selbst«, knurrte der alte Fischer. »Schau dir doch meinen kümmerlichen Fang an. Es scheint, daß die Fische um so kleiner werden je mehr das Gehalt des Fischverwalters wächst.«

## 6. Wenn ein Haus kein Zuhause ist

Nachdem er seine Mahlzeit und das Gespräch mit dem Fischer genossen hatte, setzte Jonathan seinen Weg auf der Straße fort, bis er eine mittelgroße Stadt erreichte. Einige Dutzend einfacher Holzhäuser und eine Ansammlung von höheren Gebäuden waren über die Ebene verstreut.

In einem der ersten Häuser, denen er sich näherte, sah er ein geschäftiges Treiben. Eine Gruppe von Personen riß das Haus mit sehr schweren Stöcken ein.

Jonathan war von der Geschwindigkeit beeindruckt, in der sie arbeiteten. Dann erblickte er eine würdevolle, grauhaarige Frau, die über die Geschehnisse gar nicht erfreut war. Die Frau stand in der Nähe und preßte ihre Hände zu Fäusten. Sie stöhnte hörbar, während sie die Arbeiter beobachtete.

Jonathan näherte sich der Frau und sagte beiläufig: »Das Haus sieht gar nicht sehr alt oder baufällig aus. Wem gehört es denn?«

»Das ist eine gute Frage«, antwortete die Frau gereizt. »Ich dachte, es gehört mir.«

»Sie dachten, das Haus gehöre Ihnen? Sie wissen doch sicher, wenn Ihnen ein Haus gehört«, sagte Jonathan.

Der Boden erzitterte, als eine ganze Wand zusammenbrach. Die Frau starrte unglücklich auf die Staubwolke, die aus dem Schutt aufstieg.

»So einfach ist das nicht«, schrie die Frau durch den Lärm. »Eigentum heißt Kontrolle über etwas, nicht wahr? Aber hier kontrolliert niemand etwas wirklich. Die Herren kontrollieren alles - deshalb sind sie die wirklichen Eigentümer von allem. Und ihnen gehört auch dieses Haus, obwohl ich es gebaut habe und für jedes Brett und jeden Nagel bezahlt habe.«

Sie regte sich immer mehr auf und riß ein Papier von einem einzelnen Pfahl, der vor dem Haus noch stehengeblieben war. »Siehst du diesen Bescheid?« Sie zerknüllte ihn, warf ihn zu Boden und stampfte mit dem Fuß darauf. »Die Behörden erklären mir, was ich bauen darf, wie ich bauen darf, wann ich bauen darf, wofür ich das Gebäude nutzen darf. Jetzt erklären sie mir, daß ich es abreißen muß. Hört sich das an, als würde mir das Haus gehören?«

»Na ja«, versuchte es Jonathan noch einmal, »können Sie denn nicht darin wohnen, solange es steht?«

»Nur wenn ich regelmäßig meine Grundsteuer bezahle. Falls ich sie nicht zahlen kann, werfen mich die Behörden schneller raus, als du »nächster bitte« sagen kannst. Sie behandeln alles, als würde es ihnen gehören.«

Die Frau wurde noch wütender und fuhr atemlos fort: »Niemandem gehört hier wirklich irgend etwas. Wir mieten es nur von der Regierung, solange wir die Steuern bezahlen.«

»Sie haben also Ihre Steuern nicht bezahlt?« fragte Jonathan, »deshalb reißen sie Ihr Haus ein?«

»Natürlich habe ich die verfluchte Steuer bezahlt«, schrie die Frau fast. »Aber das reichte ihnen nicht. Diesmal sagten die Herren, daß mein Plan für das Haus ihrem Plan nicht entsprach - dem Meisterplan des Rates. Sie gaben mir etwas Geld, von dem sie sagten, das sei der Wert des Hauses, und jetzt beseitigen sie es, um einen Park zu machen. Im Zentrum des Parks wird ein schönes großes Denkmal stehen - ein Denkmal für einen von ihnen.«

»Aber wenigstens haben sie Ihnen das Haus bezahlt«, sagte Jonathan. Er dachte einen Moment nach und meinte: »Waren Sie damit nicht zufrieden?«

Sie schaute ihn kritisch an: »Wenn ich zufrieden gewesen wäre, hätten sie wohl keine Polizisten gebraucht, damit ich es friedlich verlasse. Und das Geld, was sie mir bezahlten, wurde von meinen Nachbarn genommen. Wer wird die entschädigen? Das Geld kommt nie aus den Taschen der Herren.«

Jonathan schüttelte verwirrt seinen Kopf: »Sie sagten doch, es sei alles Teil des Meisterplanes?«

»Natürlich, der Meisterplan!« meinte die Frau sarkastisch. »Das ist ein Plan der Leute, die politische Macht haben. Wenn ich mein Leben damit verbringen würde, politische Macht anzustreben, könnte ich meine Pläne allen anderen aufbürden. Dann könnte ich die Häuser stehlen statt sie zu bauen. Das wäre so einfach!«

»Aber sicherlich brauchen Sie einen Plan für eine klug errichtete Stadt«, sagte Jonathan hoffnungsvoll. Er versuchte, eine logische Erklärung für die Lage der Frau zu finden. »Sollten Sie nicht dem Rat vertrauen, daß er einen solchen Plan entwickeln kann?«

Sie zeigte in Richtung der Stadt: »Sieh doch selbst. Die Insel von Regulos ist voll von ihren furchtbaren Plänen. Und schlimmer als die Pläne sind die fertigen Projekte! Sie sind entweder schlampig konstruiert oder viel teurer als geplant. Aber die Herren freuen sich, weil ihre Freunde die Aufträge bekommen haben.«

Sie stieß einen Finger in Jonathans Brust und erklärte: »Es ist dumm zu glauben, daß kluge Pläne den Menschen aufgezwungen werden müssen. Die, die Gewalt gegen mich ausüben, werden mein Vertrauen nicht bekommen.« Wutentbrannt blickte sie auf ihr Haus: »Sie haben nicht das letzte Mal von mir gehört!«

## 7. Die zwei Zoologischen Gärten

Jonathan setzte seinen Weg fort und zerbrach sich den Kopf über die Gesetze dieser geplagten Insel. Sicher würden die Menschen nicht mit Regeln leben, die sie unglücklich machen? Es mußte einen guten Grund dafür geben, den er noch nicht entdeckt hatte. Die Insel schien ein sehr schöner Ort zum Leben; das Land war so grün und die Luft weich und warm. Das könnte ein Paradies sein. Jonathan wanderte ruhiger weiter der Stadt entgegen.

Plötzlich erreichte er einen Straßenabschnitt mit gewaltigen Eisenzäunen auf beiden Seiten. Hinter dem rechten Zaun standen fremdartige Tiere in allen Größen und Formen - Tiger, Zebras, Affen - mehr als er zählen konnte. Hinter dem anderen Gitter auf der linken Seite liefen Dutzende Männer und Frauen herum, die alle die gleichen schwarz-weiß gestreiften Anzüge trugen.

Der Anblick dieser beiden Gruppen, die sich über die Straße ansahen, war sehr merkwürdig. Jonathan sah einen Mann in einer schwarzen Uniform, der einen kurzen Knüppel schwang und zwischen den verschlossenen Toren Wache hielt.

»Bitte, mein Herr«, fragte Jonathan höflich, »würden Sie mir bitte sagen, wozu diese hohen Zäune dienen?«

Der Wachmann achtete darauf, den Takt seiner Beine und des Knüppels beizubehalten und antwortete stolz: »Der Zaun dort drüben ist für unseren Zoo.«

»Oh«, sagte Jonathan und starrte auf eine Gruppe von Pelztieren mit Greifschwänzen, die von ihren Käfigwänden sprangen.

Der Wächter war es gewohnt, mit den einheimischen Kindern Rundgänge zu machen, und er setzte seinen Vortrag fort: »Wie du siehst, haben wir eine ausgezeichnete Vielfalt an Tieren in unserem

Zoo. Dort drüben«, zeigte er über die Straße, »haben wir Tiere aus der ganzen Welt. Diese Zäune halten die Tiere sicher in einem Platz, in dem die Menschen sie betrachten können.

Wir können ja nicht zulassen, daß diese fremden Tiere einfach so herumlaufen und die Gesellschaft mit ihrem widerspenstigen Verhalten gefährden.«

»Toll«, rief Jonathan, »es muß Sie ein Vermögen gekostet haben, alle diese Tiere zu finden, sie von überall her einzuführen und hier für sie zu sorgen.«

Der Wächter lächelte Jonathan an und schüttelte seinen Kopf: »Ich bezahle den Zoo doch nicht selbst. Jeder in der Stadt bezahlt eine Zoosteuer.«

»Jeder?« wiederholte Jonathan und dachte an seine leeren Taschen.

»Na ja, es gibt einige, die versuchen, ihrer Verantwortung auszuweichen. Einige unwillige Bürger sagen, sie hätten kein Interesse, ihr Geld für den Zoo auszugeben. Andere weigern sich, weil sie meinen, daß Tiere nur in ihrer natürlichen Umgebung studiert werden dürften.«

Der Wächter drehte sein Gesicht dem Zaun hinter ihm zu und klopfte mit seinem Knüppel an das schwere Eisentor. »Wenn sich diese Bürger weigern, die Zoosteuer zu zahlen, entfernen wir sie aus ihrer natürlichen Umgebung und bringen sie hierher, sicher hinter diese Gitter.

Diese merkwürdigen Menschen können dann hier studiert werden und sie selbst werden daran gehindert, einfach so herumzulaufen und die Gesellschaft mit ihrem widerspenstigen Verhalten zu gefährden.«

Bei all den unglaublichen Dingen drehte sich alles in Jonathans Kopf. Er verglich die beiden Gruppen hinter den Zäunen und fragte sich, ob er für die Erhaltung der Wache und der beiden Zoos bezahlen würde.

Seine Hände umklammerten die Eisenstäbe, als er die stolzen Gesichter der Gefangenen in ihren gestreiften Kleidern genau ansah. Dann drehte er sich um und beobachtete den hochmütigen Gesichtsausdruck des Wächters, der begonnen hatte, hin und her zu laufen, und immer noch seinen Knüppel herumwirbelte.

Jonathan setzte seinen Weg fort und schaute zurück auf die Zäune. Er fragte sich, wer wohl den größeren Schaden anrichtete: die Leute innerhalb oder die Leute außerhalb der Zäune.

## 8. Geld drucken

Jonathan eilte weiter und kam zu einer großen Steinmauer, deren dicke hölzerne Tore weit offenstanden. Menschen auf Pferden, Menschen mit Kisten und Bündeln und Menschen, die alle Arten von Wagen und Karren fuhren, passierten den Torweg, der ins Innere der Stadt führte. Jonathan zog seine Schultern gerade, wischte sich den Staub von seinen zerrissenen Kleidern und lief mit der Menge durch das Tor.

Direkt dahinter hörte er das laute Krachen von Maschinen aus dem zweiten Stockwerk eines großen roten Backsteingebäudes. Das schnelle Klick-Klack klang wie eine Druckerpresse.

»Vielleicht ist es die Zeitung der Stadt«, dachte Jonathan. »Gut, dann kann ich alles über diese Insel und ihre Leute lesen. Vielleicht finde ich auch einen Weg nach Hause.«

Er ging um die Straßenecke und suchte einen Eingang in das Gebäude. Beinahe wäre er gegen ein modisch gekleidetes Paar gerannt, das Arm in Arm über die Kreuzung schlenderte.

»Oh, es tut mir leid«, entschuldigte er sich, »ich kann den Eingang zu diesem Zeitungsgebäude nicht finden. Könnten Sie ihn mir zeigen?«

Die Dame lächelte, als der Herr ihn korrigierte: »Ich fürchte, du irrst dich, junger Mann. Das hier ist das Regierungsamt für Gelderzeugung und keine Zeitung.«

Jonathan meinte enttäuscht: »Ich hatte gehofft, eine wichtige Druckerei zu finden.«

»Warum denn so verdrossen?« sagte der Mann. »Freue dich doch. Das Amt ist viel wichtiger und die Quelle von viel größerem Glück als ein Zeitungsladen. Nicht wahr, meine Liebe?« Der Mann tätschelte die Hand der Frau.

»Ja, das stimmt« kicherte die Frau, »diese Leute drucken viel Geld, um die Menschen glücklich zu machen.«

Vielleicht war das die Lösung, um von der Insel zu kommen. Vielleicht konnte er auf diesem Weg eine Schiffsüberfahrt bezahlen, dachte Jonathan. »Das klingt großartig«, sagte er fröhlich, »ich würde auch gern glücklich sein. Vielleicht könnte ich etwas Geld drucken und ...«

»Aber nein«, sagte der Mann mißbilligend und drohte mit dem Finger. »Das ist völlig unmöglich. Nicht wahr, meine Liebe?«

»Natürlich«, antwortete die Frau, »Gelddrucker, die nicht vom Hohen Rat ernannt werden, nennt man Fälscher und wirft sie hinter Gitter. Wir dulden solche Halunken nicht in unserer Stadt.«

Der Mann nickte lebhaft: »Wenn Fälscher Geld drucken und ausgeben, überschwemmt dieses Geld die Straßen und vernichtet den Wert des Geldes von jedem von uns. Jede arme Seele mit einem festen Einkommen von Löhnen, Ersparnissen oder Renten würde ihr Geld bald wertlos finden.«

Jonathan runzelte die Stirn. Was hatte er da nicht verstanden? »Ich dachte, Sie sagten, daß das Drucken von viel Geld die Leute glücklich macht.«

»Ja, das stimmt«, antwortete die Frau. »Vorausgesetzt ...«

»... es ist offizieller Gelddruck«, fiel der Mann ein, bevor sie ihren Satz beenden konnte. Jonathan fand es sehr lustig, daß sich das Paar so gut kannte, daß sie sich gegenseitig ihre Sätze fortführten.

Der Mann zog eine Geldbörse aus der Jackentasche und nahm ein Stück Papier heraus, um es Jonathan zu zeigen. Er zeigte auf das offizielle Siegel und fügte hinzu: »Wenn es offiziell ist, ist es keine Fälschung.«

»Dann nennt man das Schuldenfinanzierung«, setzte sie fort, als würde sie aus einem Schulbuch zitieren. »Schuldenfinanzierung ist Teil eines ausgefeilten und anspruchsvollen Ausgabenplans.«

Der Mann steckte die Geldbörse zurück und unterbrach sie: »Wenn es offiziell ist, sind die, die das Geld herausgeben, keine Diebe.«

»Natürlich nicht«, sagte sie, »die, die das Geld ausgeben, sind Mitglieder des Hohen Rates.«

»Ja«, sagte er. »Und sie sind sehr großzügig. Sie geben das Geld an ergebene Menschen, die so freundlich sind und für sie stimmen.«

Beide sahen Jonathan an und sprachen gemeinsam: »Würdest du nicht für sie stimmen?«

Jonathan dachte einen Moment nach. Das Paar wartete ruhig auf seine Antwort. »Bitte noch eine Frage, wenn es Ihnen nichts ausmacht. Was passiert denn dann mit den Löhnen, Ersparnissen und Renten? Sie sagten vorhin, daß diese wertlos werden, wenn mehr Geld gedruckt wird. Passiert das auch, wenn die Behörden das Geld drucken? Macht das jeden glücklich?«

Das Paar sah sich gegenseitig an. Der Herr sagte: »Natürlich sind wir immer glücklich, wenn der Rat mehr Geld für uns ausgeben kann. Es gibt so viele verzweifelte Bedürfnisse zu befriedigen - die Bedürfnisse der Arbeiter, der Benachteiligten und der Alten.«

Die Frau erklärte: »Die Herren sind sehr gewissenhaft bei ihrer Suche nach den Ursachen unserer Schwierigkeiten. Sie haben erkannt, daß Pech und schlechtes Wetter die Hauptursachen für die Probleme sind. Ja, Pech und schlechtes Wetter führen zu steigenden Preisen und einem sinkenden Lebensstandard.«

»Und« - der Mann machte eine bedeutsame Pause - »vergiß die Fremden nicht.«

»Besonders die Fremden«, sagte die Frau beunruhigt, »unsere Insel wird von Feinden belagert, die unsere Wirtschaft ruinieren wollen mit den hohen Preisen, die wir ihnen für ihre Waren bezahlen müssen. Der hohe Preis ihrer Rohstoffe wird noch unser Untergang sein.«

»Oder niedrige Preise«, fügte er hinzu. »Sie wollen uns immer Nahrung und Kleidung zu ruinös niedrigen Preisen verkaufen. Zum Glück geht unser Hoher Rat richtig mit ihnen um.«

»Gott sei Dank! Wir haben einen klugen Rat, der den angemessenen Wert für uns ermittelt«, sagte die Frau zufrieden. Sie drehte sich ihrem Begleiter zu, wies auf die Sonne und wollte erkennbar weitergehen.

»Ganz genau, meine Liebe. Ich hoffe, du entschuldigst uns, junger Mann. Wir haben heute nachmittag noch einen Termin bei unserem Investitionsberater. Es wäre dumm, wenn wir die augenblickliche Welle der Begeisterung für Land und Edelmetalle versäumen würden. Arme Leute, die nicht so früh wie wir auf den Aufschwung gesetzt haben. Nicht wahr, meine Liebe?«

Der Herr tippte an seinen Hut, die Dame verbeugte sich höflich und beide wünschten Jonathan noch einen schönen Tag.

## 9. Die Traummaschine

Jonathan lief um den Häuserblock in die nächste Straße und fragte sich, ob er jemals wieder nach Hause käme. Vielleicht gab es einen Hafen und er könnte sich von einem auslaufenden Schiffe anheuern lassen. Er war ein herzlicher, ehrlicher Bursche und bereit, jede Arbeit zu tun.

Als er darüber nachdachte, wie er eine Tätigkeit finden könnte, entdeckte Jonathan einen dünnen Mann, der einen grellen roten Anzug und einen verrückten Hut mit einer langen Feder trug. Der Mann bemühte sich, eine sperrige Maschine auf einen großen Pferdewagen zu laden.

Er erblickte Jonathan und rief: »He, du, ich bezahle dir fünf Kayns, wenn du mir hier hilfst.«

»Kayns?« wiederholte Jonathan neugierig.

»Geld, Junge - Piepen, Zaster. Willst du's oder nicht?«

»Klar«, sagte Jonathan, da er nicht wußte, was er sonst tun könnte. Es war keine Arbeit auf einem Schiff, aber vielleicht könnte er beginnen, seine Überfahrt zu verdienen. Außerdem sah der Mann intelligent aus und konnte ihm vielleicht einen Rat geben.

Nach vielem Schieben und Stoßen lag die unförmige Maschine auf dem Wagen. Jonathan wischte sich den Schweiß ab, keuchte und sah sein Arbeitsobjekt jetzt genauer an. Die große, rechtwinklige Kiste war in hellen Farben mit wunderschönen Bildern bemalt. Oben ragte ein großes Horn hervor, wie es Jonathan zu Hause einmal an einem alten Grammophon gesehen hatte.

»Was für schöne Farben«, sagte Jonathan. Er war von dem komplizierten Muster fasziniert, das sich leicht zu verändern schien, je länger er darauf starrte. »Und wofür dient das große Horn da oben?«

»Komm nach vorn, kleiner Bursche, und sieh selbst.«

Jonathan kletterte auf den Wagen und las das Schild, das mit vornehmen goldenen Buchstaben gemalt war: GOLLY GOMPERS TRAUMMASCHINE.

»Eine Traummaschine? Sie meinen, damit werden Träume wahr?« fragte er.

»So ist es«, sagte der dünne Mann. Er drehte die letzte Schraube heraus und entfernte eine Holzplatte aus der Rückwand der Maschine. Innen sah man ein einfaches Grammophon. Es hatte keine Handkurbel, aber es schien eine Feder zu besitzen, die fest aufgezogen werden konnte, um die Maschine anzuschalten und Musik oder Stimmen zu spielen.

»Was?« rief Jonathan, »das ist doch nichts anderes als eine alte Musikbox!«

»Was hast du denn erwartet«, sagte der Mann, »eine Märchenfee?«

»Ich weiß nicht. Ich dachte, es wäre etwas geheimnisvolles. Man braucht doch etwas besonderes, die Träume der Leute zu erfüllen.«

Der Mann legte seine Werkzeuge zur Seite. Auf seinem Gesicht breitete sich ein schlaues Grinsen aus und er schaute Jonathan lange gründlich an. »Worte, mein neugieriger Freund. Man braucht nur Worte, um einige Träume zu erfüllen. Das Problem ist nur, du weißt nie, wer den Traum erfüllt bekommt, wenn man sich etwas wünscht.«

Er sah Jonathans verwirrten Gesichtsausdruck und fuhr fort: »Die Menschen kennen ihre Träume, richtig? Sie wissen nur nicht, wie sie sie verwirklichen können. Richtig?«

Jonathan nickte stumm.

»Deshalb bezahlen sie Geld, drehen den Schlüssel um und diese alte Kiste spielt einen bestimmten Auftrag immer wieder ab. Es ist immer die gleiche Botschaft und es gibt immer eine Menge Träumer, die sie gern hören.«

»Was ist denn die Botschaft?« fragte Jonathan.

»Ganz einfach. Die Traummaschine sagt den Leuten, sie sollen an das denken, was sie gern hätten, und dann ...« Der Mann blickte um sich, um zu sehen, ob sonst jemand zuhörte, »dann erklärt sie den Träumern, was sie tun sollen. Und das wirklich in einer sehr überzeugenden Art.«

»Sie meinen, sie hypnotisiert sie?« fragte Jonathan überrascht.

»Oh, nein, nein, nein!« widersprach der Mann. »Sie sagt ihnen, daß sie gute Menschen sind und daß das, was sie sich wünschen, auch gut ist. Daß es so gut ist, daß sie es einfordern sollen.«

»Und das ist alles?« fragte Jonathan scheu.

»Das ist alles.«

Nach einem kurzen Zögern fragte Jonathan: »Und was fordern diese Träumer?«

Der Mann holte eine Ölkanne und schmierte die Räder in der Maschine.

»Das hängt davon ab, wo ich die Maschine hinstelle. Ich stelle sie oft vor eine Fabrik wie diese hier.«

Er zeigte mit dem Finger auf ein unförmiges zweistöckiges Gebäude auf der anderen Seite der Straße. »Und manchmal stelle ich sie vor das Rathaus. Hier wollen die Leute immer mehr Geld. Mehr Geld ist eine gute Sache, weißt du, weil die Preise so schnell steigen.«

»Ich habe davon gehört«, sagte Jonathan vorsichtig. »Und bekommen sie es dann?«

Der Mann trat zurück und wischte seine Hände an einem Lappen ab. »Manche schon - kein Problem.« Er schnipste mit den Fingern. »Die Träumer rannten zum Hohen Rat und forderten Gesetze, die die Fabrik zwangen, eine dreifache Lohnerhöhung zu zahlen. Und sie forderten Zuwendungen, die die Fabrik bezahlen mußte.«

»Welche Zuwendungen?« fragte Jonathan.

»Zum Beispiel Sicherheit. Sicherheit ist auch eine gute Sache, weißt du. Deshalb forderten die Träumer Gesetze, die die Fabrik zwangen, ihnen eine Versicherung zu bezahlen. Eine Versicherung gegen Krankheit. Eine Versicherung gegen Arbeitslosigkeit. Sogar eine Versicherung gegen den Tod.«

»Das klingt doch großartig«, rief Jonathan. »Diese Träumer müssen sehr glücklich gewesen sein.« Er sah sich zur Fabrik um und bemerkte, daß dort nicht viel passierte. Abgeblätterte Farbe ließ das Gebäude traurig aussehen und durch die schmutzigen Fenster schien kein Licht. Die meisten waren zugenagelt.

Der Mann beendete seine Arbeit und drehte die Schrauben wieder fest. Dann wischte er die glänzende Oberfläche der Kiste nochmals mit dem Lappen ab. Der stolze Unternehmer sprang von seinem Wagen und überprüfte das Zaumzeug der Pferde.

Auch Jonathan stieg herunter und drehte sich wieder dem Mann zu: »Ich denke, sie müssen sehr glücklich sein, all das ganze Geld und die Sicherheit zu bekommen - und auch dankbar. Haben sie Ihnen einen Orden verliehen oder ein Festmal veranstaltet?«

»Nichts dergleichen«, sagte der Mann kurz angebunden, »ich wurde fast geteert und gefedert. Vergangene Nacht zerstörten sie beinahe meine Traummaschine mit Steinen, Ziegeln und fast allem, was sie zum Werfen hatten. Du mußt wissen, die Fabrik ist gestern geschlossen worden und sie dachten, diese Maschine hätte etwas damit zu tun.«

»Warum wurde sie denn geschlossen?«

»Es sieht so aus als könnte die Fabrik nicht genug erwirtschaften, um den Arbeitern mehr Lohn zu zahlen und die ganze Sicherheit zu kaufen.«

»Aber«, sagte Jonathan, »das bedeutet doch, daß die Träume letztlich gar nicht wahr wurden. Wenn die Fabrik geschlossen wird, erhält doch niemand einen Lohn. Und niemand bekommt mehr Sicherheit. Keiner bekommt etwas! Sie sind ein Betrüger, Herr Gompers. Sie sagten, die Traummaschine ...«

»Schluß jetzt, Kleiner! Natürlich wurden die Träume wahr. Ich sagte doch, du weißt nie, wer den Traum erfüllt bekommt, wenn man sich etwas wünscht. Es passiert eben, daß jedesmal, wenn hier eine Fabrik schließen muß, der Traum auf der Nachbarinsel wahr wird. Dort wird dann eben eine Fabrik eröffnet, nur eine Tagesfahrt von hier. Dort gibt es viele neue Arbeitsplätze und Sicherheit. Und ich bekomme mein Geld mit der Maschine, egal was passiert.«

Jonathan dachte angestrengt über diese Geschehnisse nach und ihm wurde klar, daß er wenigstens zu dieser anderen Insel segeln könnte. »Wo ist diese Insel«, fragte er.

»Östlich von hier, hinter dem Horizont. Die Menschen dort haben auch so eine Fabrik, sie stellen Kleidung her und so. Wenn die Kosten hier steigen, bekommt ihre Fabrik mehr Aufträge. Sie haben verstanden, daß mehr zu tun der beste Weg ist, mehr von allem zu bekommen - Lohn und Sicherheit. Aber du kannst nicht einfach ›mehr zu tun‹ fordern.«

Gompers zurrte die Maschine mit Riemen fest und lachte: »Die Träumer hier wollten nehmen, und ihnen wurde genommen. Deshalb bekamen die Leute im Ausland das, was diese Träumer hier für sich wünschten.«

Er bezahlte Jonathan für die Hilfe, dann kletterte er auf den Kutschbock und ergriff die Zügel. Jonathan schaute das Geld an, das er erhalten hatte und befürchtete plötzlich, das es wertlos sein könnte. Es war das gleiche Papier, wie es ihm das Paar vor dem Regierungsamt für Gelderzeugung gezeigt hatte. »Herr Gompers, hallo, Herr Gompers!«

»Ja?«

»Könnten Sie mich nicht mit anderem Geld bezahlen? Ich meine, mit Geld, das seinen Wert nicht verliert.«

»Das ist das gesetzliche Zahlungsmittel, mein Freund. Du mußt es nehmen. Glaubst du, ich würde das Zeug verwenden, wenn ich eine Wahl hätte? Gib es einfach nur schnell aus!« Der Mann schnalzte mit der Zunge und fort war er.

Jonathan rief ihm nach: »Wohin fahren Sie?«  
»Wo immer man gute Geschäfte machen kann.«

## 10. Machtverkauf

Eine dicke, lustige Frau beugte sich zu Jonathan herunter, als er sich fragte, wohin er gehen könnte. Ohne zu zögern nahm sie seine rechte Hand und drückte sie fest.

»Schön, dich zu sehen. Ist heute nicht ein herrlicher Tag?« sagte sie in einem abgehackten Ton und drückte seine Hand weiter mit ihrem fetten Arm. »Ich bin Frau Bess Tweed, deine freundliche Abgeordnete im Hohen Rat und ich würde mich sehr freuen, deinen Beitrag und deine Stimme für meine Wiederwahl zu erhalten, so ist es, das ist eine dringliche Aufgabe für diese schöne Gemeinde.«

»Wirklich?«, fragte Jonathan. Er wußte nicht, was er sagen sollte. Die Geschwindigkeit ihrer Rede und die Kraft in ihrer Stimme hatten ihn überrumpelt. Er hatte niemals jemanden getroffen, der so viele Worte in einem Atemzug sagen konnte.

»Aber ja«, setzte Lady Tweed fort - sie hatte seine Antwort kaum gehört. »Ich bin bereit, dich gut zu bezahlen, ja, ich bin bereit, dich zu bezahlen, du kannst kaum ein besseres Geschäft machen, wie wäre das?«

»Mich für einen Beitrag und eine Stimme bezahlen?« fragte Jonathan fassungslos.

»Natürlich kann ich kein Geld geben, das wäre illegal, eine Bestechung«, sagte Lady Tweed. Sie blinzelte ihm verschlagen zu und drückte ihren Ellbogen in seine Rippen. Sie fuhr fort: »Aber ich kann dir etwas geben, was fast so gut ist wie Geld - und viel mehr wert als die Summe deines Beitrags und das werde ich tun und wie wäre das?«

»Das wäre schön«, antwortete Jonathan, der merkte, daß sie ihm sowieso nicht zuhörte.

»Was ist dein Beruf? Denn, wenn du willst, weißt du, kann ich eine staatliche Unterstützung für dich veranlassen, Darlehen oder Lizenzen oder Subventionen oder Steuererleichterungen. Wenn du willst, kann ich deine Konkurrenten ruinieren mit Vorschriften und Regulierungen und Inspektionen und Gebühren, so daß du sehen kannst, daß es keine bessere Investition in der Welt gibt als einen Politiker auf dem richtigen Platz. Vielleicht brauchst du eine neue Straße oder einen Park in deiner Umgebung oder vielleicht ein größeres Gebäude oder ...«

»Warten Sie!« schrie Jonathan, der versuchte, den Sturm der Worte aufzuhalten. »Wie können Sie mir mehr geben als ich Ihnen gebe? Sind Sie so reich und großzügig?«

»Ich und reich? Himmel Herrgott, nein!« entgegnete Lady Tweed, »ich bin nicht reich, jedenfalls noch nicht. Großzügig? Ja, das könnte man sagen, aber ich bezahle dich natürlich nicht mit meinem eigenen Geld. Ich bin nämlich verantwortlich für das Geld der Regierung. Weißt du, Geld aus den Steuereinnahmen. Und selbstverständlich kann ich sehr großzügig sein mit diesen Mitteln - zu den richtigen Leuten.«

Jonathan verstand noch immer nicht, was sie meinte: »Aber wenn Sie meinen Beitrag und meine Stimme kaufen, ist das nicht eine Art von Bestechung?«

Lady Tweed lächelte anmaßend: »Ich will ganz offen zu dir sein, mein kleiner Freund.« Sie legte ihren Arm um seine Schulter und drückte ihn unangenehm eng an sich. »Es ist Bestechung, aber es ist legal, wenn Politiker das Geld anderer Leute nutzen statt ihr eigenes. Ebenso ist es illegal, wenn du mir Geld für spezielle politische Gefälligkeiten gibst, es sei denn, du nennst es einen ›Wahlkampfbeitrag‹. Dann ist alles in Ordnung. Aber falls du mir nicht direkt etwas geben willst, kannst du auch einen Freund oder Verwandten bitten, Geld, Aktien oder auch Güter an mich oder meine Familie zu schicken, jetzt oder später und in deinem Namen.« Sie holte tief Luft. »Verstehst du jetzt?«

Jonathan schüttelte den Kopf: »Ich kann den Unterschied immer noch nicht erkennen. Ich meine, es kommt mir so vor, daß Leute zu bestechen für Stimmen und Gefälligkeiten immer noch Bestechung ist, ganz egal wer sie sind oder wessen Geld es ist. Der Name ergibt doch noch keinen Unterschied, wenn die Handlung die gleiche ist.«

Lady Tweed lächelte nachsichtig und begann zu schmeicheln: »Mein lieber, lieber Freund, du mußt flexibler sein. Der Name ist alles. Was ist denn dein Name? Hat dir schon einmal jemand gesagt, daß du hübsch aussiehst? Du könntest weit kommen, wenn du dich um politische Ämter bemühen würdest und wenn du nur etwas flexibler wärst bei diesem Thema. Ich bin sicher, ich könnte dir nach

meiner Wahl eine nette Stelle in meinem Büro verschaffen. Na, bestimmt gibt es etwas, was du möchtest?«

Jonathan beharrte auf seiner ursprünglichen Frage und bat weiter um eine Erklärung: »Was bekommen Sie dafür, daß Sie die Steuergelder ausgeben? Können Sie das Geld aus den Beiträgen behalten?«

»Ach, einiges brauche ich für meine Ausgaben und viele nette Sachen sind mir versprochen wurden, wenn ich in Rente gehe, aber hauptsächlich bekomme ich dafür Anerkennung oder Glaubwürdigkeit oder Bekanntheit oder Liebe oder Bewunderung oder einen Platz in der Geschichte - alles das und noch mehr Stimmen!« kicherte Lady Tweed.

»Stimmen sind Macht, und es gibt nichts, was mir mehr gefällt, als Macht zu haben über das Leben, die Freiheit und das Eigentum aller Menschen auf dieser Insel. Kannst du dir vorstellen, wie viele Leute zu mir kommen - zu mir! - und um große und kleine Gefälligkeiten bitten? Und jede kleine Steuer oder Vorschrift ist eine Möglichkeit, eine spezielle Ausnahme zu gewähren. Jedes Problem, groß oder klein, wird so gelöst, daß ich mehr Einfluß erhalte. Ich kann kostenloses Essen und kostenlose Reisen für jeden ausgeben, der mir gefällt. Seitdem ich ein Kind war, habe ich immer von so einer Bedeutsamkeit geträumt. Und du kannst das alles auch haben!«

Jonathan zappelte unbehaglich in ihrem Griff. Er hatte es geschafft, wieder von ihr fortzukommen, aber Lady Tweed hielt ihn noch fest an der Hand. »Sicherlich ist es ein sehr gutes Geschäft für Sie und Ihre Freunde«, sagte Jonathan, »aber ärgern sich die anderen Leute nicht darüber, daß ihr Geld genutzt wird, um Stimmen, Gefälligkeiten und Macht zu kaufen?«

»Natürlich«, sagte sie und hob stolz ihr fettes Kinn, »Deshalb bin ich die Anführerin der Reform.« Endlich ließ sie seine Hand los und streckte ihre große Faust voller Juwelen in die Luft. »Jahrelang habe ich neue Regeln entworfen, um das Geld aus der Politik herauszuhalten. Ich habe immer gesagt, daß das ein unhaltbarer Zustand ist und mit meinen Reformversprechen eine große Anzahl von Stimmen gewonnen.«

Sie grinste einfältig und fuhr fort: »Glücklicherweise kenne ich immer eine Möglichkeit, meine Regeln zu umgehen, wenn ich wertvolle Gefälligkeiten verkaufen kann.«

Lady Tweed sah Jonathan wieder an und begutachtete seine zerrissenen Kleider. »Niemand bezahlt dir einen Groschen für Gefälligkeiten, weil du, jetzt jedenfalls, keine Gefälligkeiten verkaufen kannst. Das ist ein direktes Verhältnis, nicht? Aber mit deinem unschuldigen Blick und der richtigen Unterstützung von mir, neuen Kleidern und einem modischen Haarschnitt könnte ich dir auf jeden Fall ein überdurchschnittliches Wahlergebnis verschaffen. Und nach zehn oder zwanzig Jahren sorgfältiger Führung - nun, es gibt da keine Grenze der Möglichkeiten! Komm im Palast der Herren vorbei und ich werde sehen, was ich tun kann.«

Bei dieser Bemerkung erspähte Lady Tweed eine Gruppe Arbeiter, die hilflos auf die geschlossene Fabrik blickten. Sofort verlor sie ihr Interesse an Jonathan, drehte sich um und ging auf der Suche nach frischer Beute schnell fort.

»Das Geld anderer Leute auszugeben klingt nach viel Ärger«, murmelte Jonathan leise.

Obwohl sie seine Worte kaum hören konnte, blieb Lady Tweed stehen und kam einen Schritt zurück; sie hatte ihre Ohren darauf abgestimmt, jeden Mißklang in der Luft zu erhaschen. Sie lachte: »Hast du ›Ärger‹ gesagt? Ha! Es ist, als würde man Süßigkeiten von einem Baby bekommen. Was die Leute mir nicht aus Pflichtgefühl geben, das borge ich von ihnen. Ich bin längst weg und in guter Erinnerung, wenn ihre Babies die Rechnung erhalten.«

## 11. Tod den illegalen Frisuren

In der nächsten Straße sah Jonathan einen Polizisten, der auf dem Bordstein saß und eine Zeitung las. Er war kleiner und kaum älter als Jonathan. Jonathan war erzogen worden, Gesetzeshüter zu respektieren und fühlte sich sicher bei dem Anblick des jungen Mannes in seiner schwarzen Uniform und mit einer glänzenden Pistole an seiner Seite. Vielleicht könnte er den Beamten nach der Richtung zum Hafen fragen.

Der Polizist war in seine Zeitung vertieft, so daß Jonathan über seine Schulter auf die Neuigkeiten schaute, die die Schlagzeilen verkündeten: **TODESSTRAFE FÜR ILLEGALE FRISEURE EINGEFÜHRT.**

»Die Todesstrafe für Friseure?« rief Jonathan voller Erstaunen.  
Der Polizist blickte zu ihm auf.  
»Entschuldigen Sie«, sagte Jonathan, »ich wollte Sie nicht stören, aber ich habe gerade diese Schlagzeile gelesen. Ist das ein Druckfehler da, die Sache mit den Friseuren?«  
»Schauen wir mal.« Der Mann begann, aus der Zeitung vorzulesen: »Der Hohe Rat hat heute die Todesstrafe für jeden eingeführt, der ohne Lizenz Haare schneidet.« Was ist denn daran so ungewöhnlich?«  
»Ist das nicht etwas hart für so ein kleines Vergehen?« fragte Jonathan vorsichtig.  
»Kaum«, erwiderte der Polizist, »die Todesstrafe ist die endgültige Drohung hinter jedem Gesetz - ganz egal, wie klein das Vergehen ist.«  
Jonathan starrte ihn mit großen Augen an: »Sie werden doch niemanden zum Tode verurteilen, wenn er Haare ohne Lizenz schneidet?«  
»Natürlich würden wir das tun«, sagte der Polizist und tätschelte seine Waffe, »obwohl es selten dazu kommt.«  
»Warum?«  
»Na ja, jedes Verbrechen wird auf einer aufsteigenden Skala betrachtet. Das heißt, die Strafen steigen, je mehr man sich ihnen widersetzt. Zum Beispiel, wenn jemand Haare ohne Lizenz schneiden will, erhält er eine Ordnungsstrafe.  
Wenn sie die Strafe nicht bezahlen wollen oder weiterhin Haare schneiden, werden diese illegalen Friseure dann festgenommen und hinter Gitter gesperrt. Und«, sagte der Mann in einem sachlichen Ton, »wenn sie sich der Festnahme widersetzen, erhalten diese kriminellen Elemente Strafen, die deutlich härter werden.«  
Sein Gesicht verdunkelte sich etwas. »Sie könnten sogar erschossen werden. Je größer der Widerstand, um so größer auch die Gewalt, die gegen sie ausgeübt wird.«  
Die zornige Rede bedrückte Jonathan. »Also ist die endgültige Drohung hinter jedem Gesetz wirklich der Tod?« Immer noch mit etwas Hoffnung fragte er: »Aber sicherlich wird die Todesstrafe nur für die grausamsten kriminellen Handlungen verhängt - wie Mord und Raub!«  
»Nicht immer«, sagte der Polizist. »Das Gesetz reguliert die ganze Breite des persönlichen und geschäftlichen Lebens. Hunderte von Berufsständen schützen ihre Mitglieder mit solchen Lizenzen. Zimmerleute, Ärzte, Klempner, Buchhalter, Maurer, Rechtsanwälte - alle hassen Eindringlinge.«  
»Wie schützen denn die Lizenzen?« fragte Jonathan.  
»Die Anzahl der Lizenzen ist begrenzt und die Aufnahmeprüfungen in die Berufsstände streng kontrolliert. Das verhindert unfairen Wettbewerb von Leuten mit merkwürdigen neuen Ideen, übermäßiger Begeisterung, rücksichtsloser Tüchtigkeit oder halsabschneiderischen Preisen. Diese skrupellosen Konkurrenten bedrohen die Traditionen unserer hochgeachteten Fachleute.«  
Jonathan wollte nicht aufgeben, bis er eine klare Antwort erhalten würde: »Schützen die Lizenzen die Kunden?«  
»Aber ja, das schreiben sie in dem Artikel«, sagte der Polizist und schaute wieder in die Zeitung.  
»Lizenzen geben den Berufsständen Monopole, so daß sie die Kunden von zu vielen Entscheidungen und zu großer Auswahl schützen können. Sie sagen hier, daß die Mitglieder der Berufsstände ganz gewiß gut sind, so daß eine Auswahl nicht nötig ist.«  
Der Polizist schlug sich stolz auf die Brust und fügte hinzu: »Und ich setze diese Monopole durch.«  
»Sind Monopole gut?« versuchte es Jonathan noch einmal.  
Der Polizist senkte die Zeitung wieder. »Das weiß ich wirklich nicht. Ich befolge nur die Anweisungen. Manchmal setze ich die Monopole durch und manchmal muß ich sie zerschlagen.«  
»Was ist denn nun richtig: Monopole oder Wettbewerb?« Der Polizist zuckte mit den Achseln: »Es ist nicht meine Aufgabe, das herauszufinden. Der Hohe Rat weiß, wer kooperiert und wer nicht. Der Rat sagt mir nur, wohin ich meine Waffe richten soll.«  
Er sah, wie niedergeschlagen Jonathan blickte, und versuchte, ihn aufzumuntern: »Keine Angst, mein Freund. Wir führen die Todesstrafe nur selten durch. Niemand mag davon sprechen. Und nur wenige wagen überhaupt, solchen Widerstand zu leisten, da wir sehr sorgfältig darauf achten, Gehorsam gegenüber dem Rat zu lehren.«  
»Haben Sie jemals Ihre Waffe benutzt?« fragte Jonathan und blickte nervös auf die Pistole.  
»Gegen einen Kriminellen?« sagte der Polizist. Mit einer geübten Bewegung zog er den Revolver geschmeidig aus der Ledertasche und schlug auf die kalte Stahlmündung. »Nur einmal.«

Er öffnete die Patronenkammer, blickte auf die Trommel, schloß sie wieder und bewunderte sie: »Die beste Technologie hier auf der Insel. Der Rat scheut keine Mühe, uns das beste für unsere große Aufgabe zu geben. Ja, diese Waffe und ich haben geschworen, Leben, Freiheit und Eigentum aller Bürger dieser Insel zu schützen. Und wir passen auch gegenseitig auf uns auf.«

»Wann haben Sie sie benutzt?« fragte Jonathan.

»Komisch, daß du fragst«, sagte der Polizist und runzelte die Stirn, »ich bin seit einem Jahr im Dienst und konnte sie erst heute morgen nutzen. Eine Frau spielte verrückt und bedrohte ein Einrißkommando. Sie sagte, so würde ›ihr Haus‹ zurücknehmen. Ha, so ein eigennütziger Gedanke.« Jonathans Herz setzte eine Sekunde lang aus. War dies die Frau, die er vorhin getroffen hatte?

Der Polizist bemerkte den besorgten Blick auf Jonathans Gesicht nicht und fuhr fort: »Ich wurde gerufen, um die Frau zu überzeugen aufzugeben. Die Papiere waren alle in Ordnung - das Haus war enteignet worden, um für Lady Tweeds Volkspark Platz zu machen.

Jonathan konnte kaum sprechen: »Und was ist passiert?«

»Ich habe versucht, sie zu überzeugen. Sagte ihr, sie käme bestimmt mit einer leichten Verurteilung davon, wenn sie freiwillig mit mir käme. Aber sie bedrohte mich und verlangte, ich solle von *ihrem* Eigentum verschwinden, na ja, es war ein klarer Fall von verweigerter Festnahme. Stell dir vor, so eine Frechheit von dieser Frau.«

»Ja«, seufzte Jonathan, »so eine Frechheit.«

Sie schwiegen einige Minuten. Der Polizist las ruhig, während Jonathan noch immer gedankvoll dastand und mit dem Fuß gegen einen Stein trat. Dann fragte er: »Kann man hier in der Stadt so eine Waffe wie Ihre kaufen?«

Der Polizist blätterte eine Seite um und antwortete: »Auf keinen Fall. Jemand könnte damit verletzt werden.«

## 12. Kämpfe um die Bibliothek

Das Treiben auf den Straßen nahm zu, als Jonathan weiter zum Stadtzentrum ging. Auf den Fußwegen liefen entschlossene, gut gekleidete Menschen mit beschäftigtem Gesichtsausdruck. Jonathan eilte über einen großen, offenen Platz und traf einen alten Mann und eine junge Frau, die sich heftig anschrien. Sie fluchten und brüllten, fuchtelten mit ihren Armen wild in der Luft und sprangen sogar vor Erregung auf und ab.

Jonathan stellte sich zu einer kleinen Gruppe von Zuschauern, um zu sehen, worum es bei dem Kampf ging. Als die Polizei eintraf, um die beiden auseinanderzubringen, fragte Jonathan eine gebrechliche, kleine alte Frau, die neben ihm stand: »Warum sind sie so wütend aufeinander?«

Die Frau antwortete: »Diese Rüpel schreien schon seit Jahren wegen der Bücher in der Ratsbibliothek aufeinander ein. Der Mann beschwert sich immer über die vielen Bücher voller Sex und Unmoral. Er will, daß diese Bücher herausgenommen und verbrannt werden. Sie erwidert darauf, er sei ein ›aufgeblasener Puritaner‹«

»Und sie will diese Bücher lesen?« unterbrach Jonathan.

»Nein, eigentlich nicht«, kicherte ein anderer Zuschauer, ein Mann, der ein kleines Mädchen an der Hand hielt. »Ihre Beschwerde ist ähnlich wie seine - nur gegen andere Bücher. Sie behauptet, daß viele Bücher in der Bibliothek eine sexistische und rassistische Tendenz haben.«

»Pappi, Pappi, was ist ›Tendenz‹«, wollte das kleine Mädchen wissen und zog an seinem Hosenbein.

»Einen Moment, meine Liebe. Wie ich sagte«, fuhr der Mann fort, »fordert die Frau, daß diese sexistischen und rassistischen Bücher hinausgeworfen werden und daß statt dessen ihre Buchliste gekauft werden soll.«

Inzwischen hatte die Polizei die beiden Streitenden auseinandergebracht und zog sie die Straße hinunter. Jonathan schüttelte seinen Kopf und seufzte: »Und die Polizei hat sie jetzt wegen diesem Lärm festgenommen?«

»Ganz und gar nicht«, lachte die Frau. »Beide wurden festgenommen, weil sie die Bibliothekssteuer nicht zahlen wollten. Nach dem Gesetz muß jeder für alle Bücher bezahlen, ob sie ihm gefallen oder nicht.«

»Warum können sie nicht einfach ihr Geld behalten, so daß sie auswählen können, welche Bibliotheken sie unterstützen? Dann bezahlen sie nur für das, was ihnen gefällt.«

»Aber dann könnte meine Tochter es sich nicht leisten, in die Bibliothek zu gehen«, sagte der Mann, als er dem kleinen Mädchen eine große rot und weiß gestreifte Zuckerstange gab.

»Einen Moment mal«, sagte die alte Frau und blickte voller Mißbilligung auf die Süßigkeit. »Ist Nahrung für den Geist Ihrer Tochter nicht genauso wichtig wie Nahrung für ihren Magen?«

»Worauf wollen Sie hinaus?« antwortete der Mann etwas unsicher wegen der Süßigkeit. Seine Tochter hatte schon ihr ganzes Kleid damit beschmiert.

Die Frau zögerte nachdenklich: »Vor langer Zeit gab es viele verschiedene Mitgliedsbibliotheken. Die Leute wurden Mitglied, wenn sie wollten, und sie bezahlten nur für die Bibliothek, die ihnen gefiel. Alle hatten einen kleinen Mitgliedsbeitrag pro Jahr zu zahlen, aber das störte niemanden. Die Bibliotheken konkurrierten sogar um Mitglieder und versuchten, die besten Bücher und die besten Mitarbeiter zu bekommen, die besten Öffnungszeiten und Standorte. Manche hatten sogar einen Lieferservice nach Hause. Die Leute zahlten für ihre Wahl und die Bibliotheksmitgliedschaft hatte einen hohen Wert - höher als Zuckerstangen!« fügte sie vorwurfsvoll hinzu.

»Dann meinte der Hohe Rat, daß Bibliotheken zu wichtig für die Gesellschaft seien und daß man die Leute nicht mehr dafür zahlen lassen dürfte. Deshalb schuf der Rat eine große kostenlose Bibliothek. Für die Arbeit, die vorher einer getan hatte, stellten sie jetzt drei Bibliothekare mit Supergehältern ein. Die Öffnungszeiten wurden verkürzt, aber trotzdem war die Ratsbibliothek beliebt, weil sie kostenlos war. Kurz danach verloren die Mitgliedsbibliotheken ihre Kunden und mußten schließen.«

»Die Herren haben eine kostenlose Bibliothek geschaffen?« wiederholte Jonathan. »Aber ich dachte, Sie sagten, daß jeder eine Bibliothekssteuer bezahlen muß?«

»Das stimmt. Aber es ist üblich, die Einrichtungen des Rates ›kostenlos‹ zu nennen, obwohl die Leute *gezwungen* werden, dafür zu zahlen. Es ist viel mehr - zivilisiert«, sagte sie ironisch.

Der Mann widersprach energisch: »Mitgliedsbibliotheken? Davon habe ich nie gehört.«

»Natürlich nicht«, gab die alte Frau zurück. »Die Ratsbibliothek gibt es jetzt schon so lange, daß sich niemand etwas anderes vorstellen kann.«

»Mal langsam«, rief der Mann, »kritisieren Sie die Bibliothekssteuer? Wenn die Herren eine wertvolle Dienstleistung anbieten, dann müssen die Leute gezwungen werden zu bezahlen.«

»Es kann nicht so wertvoll sein, wenn man Zwang einsetzen muß«, sagte die Frau.

»Nicht alle wissen, was gut für sie ist, und andere können es sich nicht leisten«, erklärte der Mann.

»Intelligente Leute wissen, daß freie Bücher die Grundlage für eine freie Gesellschaft sind. Und Steuern verteilen die Last, so daß jeder seinen gerechten Anteil zahlt. Sonst könnten einige Schnorrer auf Kosten der Allgemeinheit leben!«

»Mit Ihrer Bibliothekssteuer gibt es mehr Schnorrer«, erwiderte die alte Frau. »Die, die die Bibliothek nutzen, und die, die Steuerermäßigungen erhalten, leben auf Kosten aller anderen. Wie gerecht ist das? Was glauben Sie, wer mehr Einfluß im Hohen Rat hat: ein reicher Freund des Rates oder ein armer Kerl, der es sich nicht leisten kann, ein Buch auszuleihen?«

Der Mann schob das kleine Mädchen hinter seinen Rücken und erwiderte hitzig: »Was für eine Wahl der Bibliotheken wollen Sie denn? Wollen Sie etwa eine Mitgliedsbibliothek wählen, die eine Tendenz gegen irgendeine Gruppe in der Gesellschaft hat?«

»Sie können eine Tendenz nicht verhindern«, schrie die Frau und beugte sich nahe an sein Gesicht.

»Was glauben Sie denn, worum die beiden da vorhin gestritten haben? Wollen Sie etwa, das die Possenreißer im Rat Ihre persönliche Neigung bestimmen?«

»Wer ist denn hier der Possenreißer?« entgegnete der Mann und stieß die alte Frau an. »Wenn es Ihnen hier nicht gefällt, warum verlassen Sie dann nicht die Insel?«

»Sie unverschämter Halunke«, antwortete die Frau.

Jetzt schrien die beiden aufeinander ein, das kleine Mädchen weinte und jemand lief davon, um die Polizei zu rufen. Jonathan drückte sich durch die Menge und entschloß sich, in der Ruhe der Bibliothek Zuflucht zu suchen.

Die Gebäude, die die Bibliothek umgaben, waren alle mindestens zwei Stockwerke hoch und hatten beeindruckende Steinfassaden. Im Eingang war eine ziemlich vornehme Gruppe zusammengekommen, die geduldig wartete und den Streit nicht wahrnehmen wollte, der auf dem Platz hinter ihnen wieder zunahm. Als Jonathan sich zu der Gruppe gesellte, las er interessiert die schweren Bronz Buchstaben über dem Eingang: LADY BESS TWEED VOLKSbibliothek.

Weiter hinten verrenkten die Besucher ihre Hälse, um über die Köpfe der weiter vorn stehenden zu schauen. Laut äußerten sie ihre Bewunderung über das, was sie sahen.

»Großartig«, flüsterte jemand. »Phänomenal« sagten andere.

Jonathan war geschickt und dünn und preßte sich durch die Ansammlung. Er kam zu einem Bibliothekarstisch hinter dem Eingang. »Was findet diese Gruppe so großartig und phantastisch?« fragte er den Mann, der hinter dem Tisch saß.

»Schhhh«, mahnte der Bibliothekar streng, »leise bitte.«

Der Mann schob die Ecken eines Stapels Karteikarten gerade und legte sie sorgfältig vor sich auf den Tisch. Er beugte sich vor und schaute Jonathan über seine Brillengläser hinweg an. »Dies sind die Mitglieder der Ratskommission für die Kunst. Sie haben gerade eine öffentliche Ausstellung mit der neuesten Anschaffung unserer Kunstsammlung eröffnet.«

»Interessant«, sagte Jonathan mit gedämpfter Stimme. Er streckte seinen Hals, um etwas zu sehen, und bemerkte: »Ich mag gute Kunst, aber wo ist sie? Sie muß sehr klein sein.«

»Das kommt darauf an«, schniefte der Bibliothekar, »einige würden sagen, sie ist sehr umfassend. Das ist die Schönheit des Werkes. Es heißt ›Die Leere im Flug‹.«

»Aber ich sehe nichts«, sagte Jonathan und starrte auf die weiße Wand über dem Eingang.

»Das ist es ja. Beeindruckend, nicht wahr?« Der Bibliothekar blickte mit einem leeren, verträumten Ausdruck in die Luft. »Nichts vermittelt die volle Bedeutung des Geistes des menschlichen Kampfes um diesen erhobenen Grad des Bewußtseins, den man nur fühlt, wenn man die volle Wärme der zarten Farben dem greifbaren Bewußtsein unserer inneren Natur gegenüberstellt. Nichts erlaubt jedem, das Beste seiner Vorstellungskraft zu erfahren.«

Jonathan schüttelte berauscht den Kopf und fragte irritiert: »Also ist es wirklich nichts? Wie kann nichts Kunst sein?«

»Das ist es gerade, das es zum höchsten Ausdruck der Kunst der Gleichheit macht. Die Ratskommission für die Kunst veranstaltet eine geschmackvoll ausgeführte Lotterie, um ihre Entscheidung zu treffen«, sagte der Bibliothekar.

»Eine Lotterie, um Kunst auszuwählen?« fragte Jonathan voller Erstaunen. »Warum denn eine Lotterie?«

»Früher traf ein ernannter Kunstausschuß die Entscheidungen«, antwortete der Mann. »Zuerst wurde der Ausschuß kritisiert, daß er seinen eigenen Geschmack favorisiere oder den seiner Freunde. Dann wurden sie beschuldigt, die Kunst, die sie nicht mochten, zu zensieren. Da die normalen Bürger für die Vorlieben des Ausschusses mit ihren Steuern bezahlen mußten, protestierten sie gegen dieses Vorgehen.«

»Und wenn man einen anderen Ausschuß eingesetzt hätte?« schlug Jonathan vor.

»Ja, das hat man mehrmals versucht. Aber die, die nicht im Ausschuß saßen, stimmten niemals mit denen im Ausschuß überein. Deshalb ließen sie schließlich die ganze Idee eines Ausschusses fallen. Alle waren sich einig, daß eine Lotterie die einzige objektive subjektive Methode war. Jeder konnte am Wettbewerb teilnehmen - fast jeder tat es auch. Der Hohe Rat setzte einen sehr großzügigen Preis aus und jedes Werk war qualifiziert. ›Die Leere im Flug‹ gewann heute morgen die Ziehung.«

Jonathan unterbrach ihn: »Aber warum läßt man nicht jeden seine eigene Kunst kaufen, statt Steuern zu erheben, um eine Lotterie zu bezahlen? Dann könnte sich jeder aussuchen, was er will.«

»Was?« rief der Bibliothekar aus. »Einige Egoisten würden gar nichts kaufen und andere könnten einen schlechten Geschmack haben. Nein, wirklich, der Hohe Rat muß die Kunst unterstützen!«

Er richtete seinen Blick zurück auf ›Die Leere im Flug‹, verschränkte seine Arme und sein Gesicht nahm einen verschwommenen Ausdruck an. »Eine gute Wahl, nicht wahr? Die Leere hat den Vorteil, daß der Bibliothekseingang frei bleibt und dazu noch die Umwelt geschont wird.

Und außerdem«, setzte er glücklich hinzu, »kann sich niemand über die künstlerische Qualität oder den ästhetischen Stil dieses Meisterwerks beschweren. Es kann wohl kaum jemanden beleidigen, nicht wahr?«

#### 14. Der Pavillon der Interessenvertretung

Der Himmel wurde schon dunkel, als Jonathan auf den Stufen der Bibliothek stand und die Menge auf dem Platz betrachtete. Es freute ihn, daß der Platz mit dem Sonnenuntergang zum Leben erwachte. Immer mehr Menschen strömten am Ende des Platzes hinter der Bibliothek zusammen, an dem ein herrliches Festzelt stand. Sein Heimweh verschwand in der Begeisterung dieses Augenblicks.

Jonathan ging zu dem aufsehenerregenden Zelt und staunte über die Lichter, die Bilder und die Geräusche. Auf einem farbigen Schild stand geschrieben: REGIERUNGSZIRKUS: DER PAVILLON DER INTERESSENVERTRETUNG.

Eine Frau in einem rot-weiß gestreiften Trikot sprang aus der Menge und rief: »Alle herhören. Alle herhören. Das größte Abenteuer Ihres Lebens. Gehen Sie direkt in den Pavillon der Interessenvertretung!«

Sie erblickte Jonathan, dessen Augen vor Staunen weit geöffnet waren, und griff seinen Arm. »Jeder wird ein Sieger sein, junger Mann.«

»Was kostet es?« fragte Jonathan. »Bringe nur 10 Kayns mit und du wirst mit einem großartigen Preis herauskommen!« antwortete sie.

Die Frau drehte sich um und gestikulierte der Menge zu: »Alle herhören. Alle herhören. Der Pavillon der Interessenvertretung macht euch reich.«

Jonathan hatte nicht genug Geld, deshalb wartete er, bis die Frau abgelenkt war, schlich um das Zelt und hob die Plane hoch, um nach innen sehen zu können. Er sah, wie die Platzanweiser die Teilnehmer zu ihren Stühlen führten, die in einem großen Kreis angeordnet waren. Zehn Teilnehmer standen erwartungsvoll hinter ihren Stühlen.

Die Lichter wurden schwächer, eine Trommel dröhnte und verborgene Trompeten bliesen einen Salut. Ein helles Scheinwerferlicht zeigte einen attraktiven Mann in einem glänzenden schwarzen Anzug und einem Seidenhut. Er verbeugte sich tief vor dem Kreis der zehn Teilnehmer.

»Guten Abend«, sagte der Mann, »ich bin der Meister Politiker. Heute abend werden sie die zehn glücklichen Gewinner in unserem bemerkenswerten Spiel sein. Sie werden alle gewinnen. Jeder von Ihnen wird glücklicher von hier weg gehen, als er gekommen ist. Setzen Sie sich bitte.«

Mit diesen Worten und einer schnellen Bewegung seiner Hand ging der Meister Politiker zu jeder Person im Kreis und sammelte einen Kayn von jedem Teilnehmer ein.

Niemand zögerte.

Dann lächelte der attraktive Mann und verkündete: »Jetzt werden Sie sehen, wie Sie belohnt werden.« Und plötzlich ließ er fünf Kayns auf den Schoß eines der Teilnehmer fallen. Der glückliche Empfänger schrie und sprang vor Freude in die Luft.

»Sie werden nicht der einzige Gewinner sein«, erklärte der Meister Politiker.

Und so war es. Zehnmal ging der Meister Politiker um den Kreis herum und sammelte jedes Mal einen Kayn von jedem Spieler ein. Nach jeder Runde ließ er fünf Kayns in den Schoß eines der Teilnehmer fallen, die entzückt antworteten.

Als das Geschrei aufhörte und die Spieler nach draußen gingen, rannte Jonathan zum Eingang des Zeltes zurück, um zu sehen, ob alle wirklich zufrieden waren.

Die Frau in dem roten und weißen Trikot hielt die Plane offen. Sie hielt einen der Teilnehmer an und fragte: »Hatten Sie Spaß?«

»Ja, natürlich«, sagte der Mann mit einem breiten Grinsen, »es war großartig.«

»Ich kann gar nicht erwarten, es meinen Freunden zu erzählen«, sagte ein anderer. »Ich werde später noch einmal vorbeikommen.«

Und ein weiterer begeisterter Teilnehmer fügte hinzu: »Ja, oh ja, jeder hat einen Preis von fünf Kayns gewonnen!«

Jonathan betrachtete die Gruppe nachdenklich, als sie sich zerstreute.

Die Frau drehte sich zum Meister Politiker um, der den Leuten Lebewohl zuwinkte, und bemerkte leise: »Und wir sind besonders glücklich. Wir haben 50 Kayns gewonnen und diese Gimpel sind glücklich darüber! Ich glaube, nächstes Jahr sollten wir den Hohen Rat bitten, ein Gesetz zu verabschieden, das das Spiel für jeden zur Pflicht macht.«

Plötzlich tauchte ein Türsteher hinter Jonathan auf und packte ihn am Kragen. »Hab ich dich, du Spitzbube. Ich habe gesehen, wie du durch die Plane gelugt hast. Du dachtest wohl, du bekommst eine kostenlose Show, was?«

»Es tut mir leid«, sagte Jonathan und wand sich, um aus dem Griff des Mannes zu entkommen. »Ich wußte nicht, daß man zahlen mußte, wenn man nur zuschaut. Und bei der hübschen Dame hat es so interessant geklungen - und ich hatte kein Geld und deshalb ...«

Die Frau drehte sich zu Jonathan und dem Türsteher um und blickte ihn finster an: »Kein Geld?« Doch dann entspannte sie sich unerwartet und lächelte. »Laß ihn los«, sagte sie, »er ist doch nur ein netter Junge. Hat dir die Show also gefallen?«

»Oh ja, Madam«, sagte Jonathan und nickte eifrig.

»Wie würde es dir denn gefallen, leicht etwas Geld zu verdienen? Entweder das«, ihre Stimme wurde wieder drohend, »oder wir übergeben dich der Festpolizei.«

»Ja, großartig«, sagte Jonathan unsicher, »was soll ich denn tun?«

»Das ist wirklich einfach«, erklärte sie, nun wieder die Freundlichkeit in Person: »Du läufst nur diesen Abend hier herum, teilst diese Flugblätter aus und erzählst jedem, welchen Spaß sie in unserem Pavillon haben werden. Hier hast du einen Kayn und mit jedem Teilnehmer, der mit einem von deinen Flugblättern hierher kommt, verdienst du noch einen Kayn. Jetzt geh und enttäusch mich nicht.«

Jonathan hängte sich die Tasche mit den Flugblättern über die Schulter, dann sagte sie: »Noch eine Sache. Am Ende der Vorstellung heute abend gebe ich dir einen Bericht über dein Einkommen. Morgen früh mußt du gleich als erstes die Hälfte deines Lohnes in den Palast bringen und deine Steuer zahlen.«

»Steuer?« wiederholte Jonathan, »wofür denn?«

»Die Herren verlangen einen Teil deines Lohnes.«

Hoffnungsvoll fügte Jonathan hinzu: »Ich glaube, ich würde mehr arbeiten, wenn ich wüßte, daß Sie mein Einkommen nicht melden. Vielleicht zweimal so viel.«

»Die Herren wissen genau, daß die Leute ihre Einkommen verstecken wollen, deshalb haben sie überall Spione, die uns genau beobachten. Das könnte uns viel Ärger einbringen, sie könnten uns sogar schließen«, sagte die Frau. »Also beschwere dich nicht. Wir müssen alle für unsere Sünden bezahlen.«

»Sünden?« wiederholte Jonathan.

»Aber ja. Steuern bestrafen die Sünder. Die Tabaksteuer bestraft das Rauchen, die Alkoholsteuer bestraft das Trinken und die Einkommensteuer bestraft das Arbeiten. Ihr Ideal ist, gesund zu sein und faul«, kicherte die Frau und stieß dem Kartenverkäufer mit ihrem Ellbogen in die Seite. »Nun mach dich auf den Weg, Junge!«

## 15. Väterchen Staat

Langsam wurde es ruhiger in der Stadt. Die Frau mit dem Trikot bezahlte Jonathan mehr als 50 Kayns für die Besucher, die mit seinen Flugblättern gekommen waren. Sie war so froh, jemanden gefunden zu haben, der seine Arbeit ernst nahm, daß sie ihn bat, am nächsten Abend wieder vorbeizukommen und für sie zu arbeiten. Jonathan war einverstanden und verließ den Festplatz auf der Suche nach einem bequemen Bett für die Nacht. Er wußte nicht, was er tun könnte, und lief ziellos durch die Stadt.

Als er unter dem dünnen Licht einer Straßenlaterne stehen blieb, trat ein alter Mann im Nachthemd aus seinem Haus auf die Veranda. Der alte Mann kniff die Augen zusammen und spähte über die Giebel der Reihenhäuser auf der Straße.

Neugierig ging Jonathan hinüber und fragte ihn: »Wohin sehen Sie denn?«

»Das Dach dieses Hauses«, flüsterte der alte Mann und zeigte in des Dunkel. »Siehst du diesen dicken Mann dort in seinen schwarzen, roten und goldenen Kleidern? Sein Plündersack wird dicker mit jedem Haus, das er besucht.«

Jonathan schaute in die Richtung, in die der Mann wies. Eine undeutliche, schattenhafte Gestalt kletterte über das Dach eines der Häuser.

»Ja«, rief er aus, »ich sehe ihn. Warum schlagen Sie denn keinen Alarm und warnen die Leute, die dort wohnen?«

»Oh, das würde ich nie tun«, zitterte der alte Mann. »Väterchen Staat hat einen böartigen Charakter und geht sehr streng mit denen um, die ihm in die Quere kommen.«

»Sie kennen ihn«, protestierte Jonathan, »aber ...«

»Schhhh, nicht so laut«, sagte der Mann und hielt den Finger an seine Lippen. »Väterchen Staat kommt bei denen, die zu viel Lärm machen, öfter vorbei. Die meisten Leute tun in dieser schrecklichen Nacht so, als ob sie schliefen, obwohl es fast unmöglich ist, diese Ruhestörung nicht zu merken.«

Jonathan versuchte, seine Stimme zurückzuhalten und lehnte sich näher an das Ohr des Mannes: »Ich verstehe das nicht. Warum schließen die Leute die Augen, wenn sie ausgeraubt werden?«

»In dieser besonderen Nacht im April bleiben alle Leute stumm«, erklärte der alte Mann. »Sonst könnten sie sich die Freude zur Weißen Nacht verderben, wenn Väterchen Staat zurückkommt, um Spielsachen und Geschenke zu verteilen.«

Jonathan war erleichtert: »Also gibt Väterchen Staat alles wieder zurück?«

»Kaum! Aber es gefällt den Leuten, daran zu glauben. Ich versuche, wach zu bleiben, um mitzubekommen, wieviel er nimmt und wieviel er zurückgibt. So eine Art Hobby von mir, könnte man sagen. Ich schätze, Väterchen Staat behält das meiste für sich selbst und seine Kobolde oder für einige bevorzugte Familien hier in der Stadt.

Aber«, sagte der Mann und ballte vor Wut die Fäuste, »Väterchen Staat paßt darauf auf, jedem ein bißchen zurückzugeben, um sie bei Laune zu halten. Deshalb schlafen dann alle wieder im nächsten April, wenn er wiederkommt, um das zu nehmen, was er will.«

»Ich verstehe das nicht«, sagte Jonathan, »warum bleiben die Leute nicht einfach wach, zeigen den Dieb an und behalten ihre Sachen? Dann könnten sie alle Geschenke selbst kaufen und an jeden verschenken, wie sie wollen.«

Der alte Mann lachte und schüttelte seinen Kopf über Jonathans Unverständnis. »Väterchen Staat ist doch jedermanns Kindertraum. Die Eltern haben ihren Kindern immer erzählt, daß Spielzeuge und Geschenke wie durch ein Wunder aus dem Himmel kommen und niemanden etwas kosten.«

Er betrachtete das angespannte Aussehen des Jungen und sagte: »Es sieht aus, als hättest du einen harten Tag gehabt. Komm herein und wärm dich auf, Kleiner. Brauchst du einen Platz für die Nacht?«

Jonathan nahm das Angebot des alten Mannes gern an. Der Alte machte ihn mit seiner Frau bekannt und sie lief schnell, um Jonathan eine Tasse heißer Schokolade und einen Teller warmer Kekse zu bringen.

Nachdem der letzte Krümel verschwunden war, streckte sich Jonathan auf dem Sofa aus, das das ältere Paar mit einigen Decken und einem Kopfkissen für ihn zurechtgemacht hatte. Der alte Mann steckte sich eine lange Pfeife an und lehnte sich in die Polster seines Schaukelstuhls zurück.

Jonathan begann, sich behaglich zu fühlen und fragte: »Wie begann denn diese Tradition?«

»Wir hatten einmal einen Feiertag, der ›Weihnacht‹ genannt wurde, das war eine wunderschöne Zeit im Jahr. Es war ein religiöses Fest mit Geschenken und viel Fröhlichkeit. Ja, es gefiel uns so gut, daß der Hohe Rat beschloß, daß es zu wichtig war, als daß man es in einer ungezügelter Spontaneität und chaotischen Feiern verbringen konnte. Sie übernahmen es, damit es ›korrekt‹ vonstatten ging.«

Der Ton seiner Stimme verbarg seine Ablehnung kaum. »Zuerst mußten die unangebrachten religiösen Symbole verschwinden. Die Herren änderten den Namen des Feiertags offiziell in ›Weiße Nacht‹. Und der beliebte sagenhafte Mann, der die Geschenke brachte, wurde von ›Väterchen Frost‹ in ›Väterchen Staat‹ umbenannt. Das Kostüm zog der Steuersammler an.«

Der alte Mann machte eine Pause, um ein paar tiefe Züge zu nehmen und den Tabak festzuklopfen. Er fuhr fort: »Weißnachts-Steuerformulare müssen jetzt in dreifacher Ausfertigung im Büro des Guten Willens eingereicht werden. Das Büro des Guten Willens bestimmt mittels einer Formel die Großzügigkeit, die von jedem Steuerzahler von den Herren erwartet wird. Du hast gerade die jährliche Aprilsammlung miterlebt.

Bald kommt das Büro für Gut und Böse. Mit der Unterstützung eines Moralberaters müssen Formulare ausgefüllt werden, um detailliert über das gute und schlechte Verhalten jedes einzelnen im vergangenen Jahr Auskunft zu geben. Das Büro für Gut und Böse beschäftigt eine ganze Armee von

Angestellten und Prüfern, die untersuchen, ob die Antragsteller würdig sind, im Dezember die Geschenke zu erhalten.

Schließlich vereinheitlicht die Kommission für den richtigen Geschmack die Größen, Farben und die Art der zulässigen Geschenke und schließt ohne Ausschreibung Verträge mit vorher ausgesuchten Herstellern ab, die die richtige Parteimitgliedschaft haben. Ganz ohne Diskriminierung bekommt jeder exakt den gleichen, von der Regierung herausgegebenen Festtagsschmuck, um sein Haus zu verzieren. Am Abend der Weißen Nacht singt der Militärchor die geeigneten Feiertagslieder.«

Doch jetzt war der junge Abenteurer schon fest eingeschlafen. Der alte Mann zog die Decke über seine Schultern. Er und seine Frau flüsterten in Jonathans Ohr: »Fröhliche Weißnacht!«

## 16. Igel und Hase - neu betrachtet

Jonathan träumte von der Frau aus dem Pavillon der Interessenvertretung. Sie gab ihm Geld und nahm es wieder weg. Immer wieder bezahlte sie ihn, nur um es wieder an sich zu reißen. Plötzlich schreckte Jonathan aus dem Schlaf auf und erinnerte sich, daß er seine Einkünfte im Steuerbüro melden mußte.

Der alte Mann servierte ihm dicke Scheiben Toast mit Marmelade zum Frühstück, als ein zierliches, kleines Mädchen fröhlich in das Zimmer trat. Der alte Mann stellte das Mädchen als seine Enkelin Luise vor, die sie einige Tage besuchte. Während Jonathan sein Frühstück hungrig verschlang, sprang das kleine Mädchen umher und versuchte immer wieder, ihre ungleichen Socken hochzuziehen.

»Omi, Omi, bitte lies mir noch einmal die Geschichte vor«, bettelte sie.

»Welche denn, Süße?«

»Meine Lieblingsgeschichte, die mit dem Igel und dem Hasen. Die Bilder sind so hübsch«, strahlte Luise.

»Na gut«, sagte ihre Großmutter und nahm ein leicht zu erreichendes Buch aus dem Küchenschrank. Sie setzte sich neben die kleine Luise und begann: »Es war einmal ...«

»Nein nein, Omi: ›Es lebten einmal ...‹«, unterbrach das Mädchen.

Ihre Großmutter lachte und fuhr fort:

Es lebten einmal ein Igel namens Frank und ein Hase, der Lysander hieß. Sie waren beide Briefträger, die die Briefe zu allen Häusern ihres kleinen Tierdorfes lieferten. Eines Tages hörte Frank, dessen Ohren viel besser funktionierten als seine Beine, wie die Nachbarn sich lobend über Lysander äußerten, der bei seinen Lieferungen so schnell war. Er konnte in ein paar Stunden die Arbeit verrichten, für die andere Tage benötigten.

Frank war über diese Kränkung empört und er kroch hinüber und mischte sich in die Unterhaltung ein. »Hase«, sagte Frank fast so langsam wie er lief, »ich wette, daß ich in einer Woche mehr Kunden haben werde als du. Ich setze meinen guten Ruf darauf.«

Die Herausforderung überraschte Lysander. »Dein guter Ruf? Ha, du kannst nicht das verwetten, was die anderen von dir denken«, rief der aufgebrauchte Hase. »Aber macht nichts, ich nehme die Wette auch so an.«

Die Nachbarn spotteten und meinten, der langsame Igel hätte sowieso keine Chance. Um es herauszufinden verabredeten sie, eine Woche später am gleichen Ort den Gewinner zu ermitteln. Lysander rannte davon, um seine Vorbereitungen zu treffen. Frank saß eine lange Zeit still, dann drehte er sich um und schlenderte langsam davon.

Lysander machte überall auf dem Land bekannt, daß er die Preise noch mehr senken würde, auf weniger als die Hälfte von dem, was Frank verlangte. Ab jetzt würde er zweimal täglich liefern, sogar an Wochenenden und Feiertagen.

Als der Hase durch die Siedlungen kam, gaben ihm die Bewohner Briefe, kauften Briefmarken und Zubehör und packten sogar schnell Pakete, damit er sie mitnehmen konnte. Für einen geringen Aufschlag versprach er, Tag und Nacht zu liefern. Und immer schenkte er seinen Kunden ein ehrliches, freundliches Lächeln ohne zusätzliche Kosten. Der Hase war tüchtig, kreativ und freundlich und seine Kundenliste nahm schnell zu.

Niemand hatte etwas von dem Igel gesehen. Am Ende der Woche war sich Lysander seines Sieges sicher und hastete zum Treffen der Nachbarn.

Zu seiner Überraschung wartete der Igel schon auf ihn: »Das tut mir so leid, Lysander«, sagte der Igel in seiner gedehnten Art. »Während du von Haus zu Haus gerannt bist, habe ich nur diesen einen Brief zu liefern.«

Frank gab Lysander ein Dokument und einen Stift und fügte hinzu: »Unterschreibe bitte hier auf der gestrichelten Linie.«

»Was ist das«, fragte Lysander.

»Unser König hat mich, den Igel, zum Hauptpostmeister ernannt und mir das Recht gegeben, alle Briefe im Land zu befördern. Es tut mir leid, Hase, aber du mußt aufgeben und alle Lieferungen einstellen.«

»Aber das ist nicht möglich«, sagte Lysander und trommelte vor Wut mit seinen Füßen, »das ist nicht fair.«

»Das sagte der König auch«, antwortete der Igel. »Es ist nicht fair, daß einige seiner Untertanen bessere Leistungen in Anspruch nehmen können als andere. Deshalb gab er mir ein ausschließliches Monopol, um die gleiche Qualität der Dienstleistung für alle sicherzustellen.«

Ärgerlich redete der Hase auf den Igel ein: »Wie hast du es geschafft, daß er das macht? Was hast du ihm angeboten?«

Ein Igel kann nicht leicht lächeln, doch es gelang ihm, seinen Mund zu verziehen: »Ich habe dem König zugesagt, daß er alle seine Botschaften kostenlos versenden kann. Und natürlich erinnerte ich ihn daran, daß es für ihn mit allem Briefverkehr in seinem Reich in treuen Händen einfacher wird, das Verhalten aufrührerischer Untertanen zu kontrollieren. Wenn ich ab und zu einen Brief verliere, wer wird sich dann schon beschweren?«

»Aber du hast immer nur Verluste gemacht bei deinen Postlieferungen!« erklärte der Hase gereizt.

»Wer wird dafür bezahlen?«

»Der König wird einen Preis festsetzen, der meinen Gewinn absichert. Wenn die Leute keine Briefe mehr schreiben, werden Steuern meine Verluste abdecken. Nach einer Weile wird sich niemand daran erinnern, daß ich jemals Konkurrenten hatte.«

Die Großmutter schaute auf und fügte hinzu: »»Ende««.

»»Und die Moral der Geschichte ist««, las die Großmutter, »»Daß du dich immer an die Regierung wenden kannst, wenn du ein besonderes Problem hast.««

Die kleine Luise wiederholte: »Du kannst dich immer an die Regierung wenden, wenn du ein besonderes Problem hast. Ich werde mich daran erinnern, Omi.«

»Nein, Liebes. Das ist nur, was das Buch sagt. Es könnte besser sein, wenn du deine eigene Moral findest.«

»Omi?« - »Ja, Liebes?«

»Können Tiere sprechen?« - »Nicht in unserer Sprache, mein Kind. Das ist nur ein Märchen.«

Jonathan beendete seine Mahlzeit und dankte dem alten Paar für seine Gastfreundschaft.

»Denk einfach an uns als deine eigenen Großeltern, wenn du wieder einmal etwas brauchst«, sagte der alte Mann und brachte Jonathan zur Tür. Alle gingen nach draußen, um ihm Lebewohl zu sagen.

## 17. Der Verdauungsausschuß

Er hatte noch die Geschichte vom Hasen in seinem Kopf, als er nach dem Weg zum Palast fragte. Die alte Frau legte eine Hand auf seinen Arm und warnte: »Bitte, Jonathan, erzähle niemandem über das Essen, das wir dir gegeben haben. Wir haben keine Erlaubnis.«

»Wie, Sie brauchen eine Erlaubnis, um Essen zu servieren?« fragte Jonathan.

»In der Stadt, ja«, erwiderte die Großmutter. »Und wir können wirklich Probleme bekommen, wenn die Behörden davon erfahren - Essen zu servieren ohne eine Erlaubnis.«

»Wozu dient die Erlaubnis?«

»Sie garantiert einen bestimmten Standard des Essens für alle. Vor Jahren kauften die Stadtleute ihr Essen von Straßenhändlern, in Eckkneipen, guten Restaurants oder sie kauften die Nahrung im Laden und kochten legal zu Hause. Der Hohe Rat meinte, daß es ungerecht ist, wenn manche Leute besser essen als andere. Deshalb wurden per Gesetz politische Cafés geschaffen, wo jeder aus der Stadt das Standardessen kostenlos essen kann.«

»Natürlich nicht wirklich kostenlos«, sagte der Großvater. Er nahm seine Geldbörse und schwenkte sie langsam vor Jonathans Gesicht. »Die Kosten für jede Mahlzeit sind viel höher als jemals zuvor, aber niemand bezahlt sie direkt. Väterchen Staat hat mit unseren Steuern bezahlt.

Und weil die politischen Cafés schon bezahlt waren, hörten viele Leute auf, zu den privaten Anbietern zu gehen, wo sie noch einmal zahlen mußten. Die Privaten hatten jetzt weniger Kunden, um die Ausgaben zu bezahlen, und mußten die Preise erhöhen. Einige überlebten mit einer Handvoll reicher Kunden oder mit speziellen religiösen Gerichten, aber die meisten mußten schließen.«

»Warum bezahlt denn jemand noch einmal für das Essen, wenn er es in den politischen Cafés kostenlos bekommt?« wunderte sich Jonathan.

Die Großmutter lachte: »Weil die politischen schrecklich wurden - die Köche, das Essen, die Atmosphäre - alles! Schlechte Köche werden in den politischen Cafés nie entlassen. Ihr Stand ist zu stark. Und wirklich gute Köche werden selten belohnt, weil die schlechten Köche dann neidisch werden. Die Stimmung ist mies, das Essen fade und der Verdauungsausschuß entscheidet über die Speisekarte.«

»Das ist das schlimmste dabei«, rief der Großvater. »Sie versuchen, ihre Freunde zufriedenzustellen und letztlich ist niemand jemals zufrieden. Du hättest den Kampf um das Brot und die Kartoffeln sehen sollen. Brot und Kartoffeln, tagein, tagaus für Jahrzehnte.

Dann organisierte die Pastalobby eine Kampagne für Nudeln und Reis. Kannst du dich daran erinnern?« nickte er seiner Frau zu. »Als die Nudelfans schließlich ihre Leute in den Ausschuß gebracht hatten, hörten wir das letzte Mal von Brot und Kartoffeln.«

Luise verzog den Mund. Sie schaute hinter dem Rock ihrer Großmutter hervor und rümpfte ihre Nase voller Abscheu: »Ich hasse Nudeln, Omi.«

»Es ist besser, wenn du sie ißt, mein Liebes, sonst holen dich die Ernährungsbeamten.«

»Ernährungsbeamte?« fragte Jonathan.

»Schhh«, sagte der Großvater und hielt einen Finger an seine Lippen. Er sah über seine Schulter und die Straße hinunter, ob sie jemand sah. »Die, die die politisch anerkannten Speisen nicht essen, werden von den Ernährungsbeamten mitgenommen. Die Kinder nennen sie ›Ernies‹. Ernies überwachen die Teilnahme an den Mahlzeiten genau und suchen jeden, der nicht vorbeikommt. Ernährungsverbrecher werden in spezielle Haftcafés gebracht und mit Gewalt gefüttert.«

Luise schauderte bei dem Gedanken: »Aber können wir nicht einfach zu Hause essen? Omi kocht doch am besten.«

»Das ist nicht erlaubt, Liebes«, sagte die Großmutter und tätschelte ihr auf den Kopf. »Einige Leute haben eine besondere Erlaubnis, aber Opi und ich sind nicht dafür ausgebildet. Und wir können uns die komplizierten Küchengeräte nicht leisten, die ihren Anforderungen entsprechen. Siehst du, Luise, die Politiker glauben, sie sorgen sich mehr für dich als wir.«

»Außerdem«, fügte der Großvater hinzu, »müssen wir beide arbeiten, um die Steuern dafür zu zahlen.« Er lief murrend um die Veranda und sprach halb zu sich selbst: »Sie erzählen uns, wir hätten jetzt ein niedrigeres Esser-pro-Koch-Verhältnis als jemals zuvor, obwohl die halbe Bevölkerung falsch ernährt ist. Der ursprüngliche Plan, den Armen bessere Nahrung zu geben, führte zu einer armseligeren Nahrung für alle.

Einige Eigenbrötler haben sich geweigert zu essen und sind fast am Verhungern, obwohl das Essen nichts kostet. Und schlimmer noch, Gaunerbanden ziehen durch die politischen Cafés und niemand fühlt sich dort mehr sicher.«

»Hör auf, Opi!« sagte die Großmutter, als sie den besorgten Blick auf Jonathans Gesicht sah. »Er wird sich zu Tode fürchten, wenn er in ein politisches Café geht. Halte einfach deine Ausweiskarte bereit, wenn du an der Tür bist. Dann kann dir nichts passieren.«

»Danke für Ihre Sorge, Großmutter«, sagte Jonathan und fragte sich, wie wohl eine Ausweiskarte aussehen könnte und wie er jemals ohne sie Essen bekommen würde. »Könnte ich mir vielleicht noch ein paar Scheiben Brot einpacken, bevor ich gehe?«

»Aber sicher, mein Lieber. Soviel wie du willst.« Sie ging in die Küche zurück und kam mit mehreren Scheiben wieder, die sauber in eine Serviette eingewickelt waren. Sie blickte verstohlen in beide Richtungen, ob einer der Nachbarn sie beobachtete, dann gab sie sie Jonathan stolz und sagte: »Paß gut darauf auf. Es geht das Gerücht um, daß unser Lieferant vor kurzem von der Nahrungspolizei verhaftet wurde. Zeige also niemandem dieses Brot, ja?«  
»Sicher. Und vielen Dank für alles.« Jonathan winkte zum Abschied und trat auf die Straße. Er fühlte sich wohl bei dem Gedanken, daß er ein Zuhause auf dieser merkwürdigen Insel gefunden hatte.

#### 18. »Gib mir deine Vergangenheit oder deine Zukunft«

Der Palast lag genau in der Richtung des Platzes. Jonathan dachte, er könnte eine Abkürzung durch eine Gasse nehmen, in der sich Kisten stapelten und viel Müll herumlag. Er lief energisch durch die schattige Gasse und versuchte, das unsichere Gefühl loszuwerden, daß ihn befallen hatte, als er die helle und geschäftige Straße verließ.

Plötzlich fühlte Jonathan einen Arm an seiner Kehle und den kalten Lauf einer Pistole zwischen seinen Rippen. »Gib mir deine Vergangenheit oder deine Zukunft«, knurrte die Räuberin grimmig.

»Was«, sagte Jonathan und zitterte am ganzen Körper, »was meinen Sie?«

»Du hast mich verstanden - dein Geld oder dein Leben«, wiederholte die Diebin und drückte die Pistole fester in seine Seite.

Jonathan brauchte keine weitere Ermunterung und holte sein schwer erarbeitetes Geld aus der Tasche. »Das ist alles, was ich habe. Und ich brauche die Hälfte, um den Steuereinnahmer zu bezahlen«, bat Jonathan. Sorgfältig versteckte er die Brotscheiben, die ihm die Großmutter gegeben hatte. »Bitte lassen Sie mir die Hälfte.«

Die Diebin lockerte ihren Griff um Jonathan. Hinter dem Kopftuch und dem Rand des Schlapphutes, den sie trug, konnte er ihr Gesicht kaum erkennen. Sie lachte und sagte mit einer flachen, rauhen Stimme: »Wenn du dein Geld sowieso weggeben mußt, ist es besser, du gibst alles mir und nichts für den Steuereinnahmer.«

»Warum?« fragte er und legte das Geld in ihre großen Hände.

»Wenn du mir das Geld gibst«, sagte die Diebin und stopfte die Papierkayns in einen Lederbeutel an ihrer Taille, »gehe ich wenigstens weg und lasse dich in Ruhe. Aber bis zu deinem Tod wird der Steuereinnahmer immer wiederkommen und dein Geld nehmen, das Produkt deiner Vergangenheit, und er wird es nutzen, um jeden Moment deiner Zukunft zu kontrollieren. Er wird letztlich in einem Jahr mehr von deinem Einkommen wegwerfen, als alle freischaffenden Räuber dir in deinem ganzen Leben wegnehmen können.«

Jonathan schaute sie verwirrt an: »Aber tut der Hohe Rat nicht viel Gutes mit dem Geld, das er einnimmt?«

»Aber ja«, sagte sie trocken, »einige Leute werden reich. Aber wenn das Steuerzahlen so gut ist, warum überzeugt dich dann der Steuereinnahmer nicht von den Vorteilen und läßt dich freiwillig dazu beitragen?«

Jonathan dachte über die Idee nach. »Vielleicht würde die Überzeugung sehr viel Zeit und Mühe beanspruchen?«

»Genau«, sagte die Diebin mit einem Grinsen, »das ist auch mein Problem. Beide sparen wir Zeit und Mühe mit einer Waffe.«

Mit einer Hand drehte sie Jonathan um und band seine Handgelenke mit einem dünnen Strick zusammen. Dann warf sie ihn auf den Boden und knielte ihn mit seinem Taschentuch. »So. Ich befürchte, du wirst nicht gleich zum Steuereinnahmer gehen können. Aber - da kommt mir eine Idee.« Sie setzte sich neben Jonathan, der zappelte, aber sich nicht bewegen konnte.

»Weißt du was« sagte die Diebin, »die Politik ist so eine Art Reinigungsritual. Die meisten Leute glauben, daß es nicht richtig ist, etwas zu verlangen, zu lügen, zu stehlen oder zu töten. Das macht man einfach nicht - es sei denn, man findet einen Politiker, der die schmutzige Arbeit tut. Ja, Politik erlaubt es allen, sogar den besten unter uns, zu verlangen, zu lügen, zu stehlen und manchmal sogar zu töten. Und sie können sich dabei immer noch gut fühlen.«

Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich, als würde sie eine Verschwörung vorbereiten. Sie hatte einen schlaun Plan: »Ich glaube, ich brauche ein bißchen Reinigung, um meine Schuld abzuwaschen - und

das Risiko.« Sie runzelte die Stirn und konzentrierte sich einen Augenblick. »Ich glaube, ich werde Lady Tweed besuchen.« Sie sprang auf und ging los. Jonathan sah sie in der Gasse verschwinden. Die Gasse war ruhig. Während er mit den Stricken kämpfte, grübelte Jonathan darüber, was die Räuberin gesagt hatte. Im Moment war er hilflos, wenn ihn nicht jemand retten würde. »Gib mir deine Vergangenheit oder deine Zukunft!« Was meinte sie damit?

»Jetzt weiß ich's«, dachte Jonathan, der immer noch ohne Erfolg zappelte. »Mein Geld, mein Eigentum ist meine Vergangenheit - zumindest das Produkt meines bisherigen Lebens. Wenn sie mein Geld nimmt, muß ich die ganze Arbeit noch einmal tun, um es wieder zu verdienen. Wenn sie mich getötet hätte, würde das kein Leben und keine Zukunft bedeuten. Statt dessen hat sie mich festgebunden, also meine Freiheit genommen, meine Gegenwart.«

Jonathan wurde wütend bei dem Gedanken an den jungen Polizisten, den er am Tag zuvor getroffen hatte: »Wo ist der Kerl, wenn ich ihn brauche?«

Er ärgerte sich, als er daran dachte, daß er zum Fest zurückgehen mußte, um noch mal das selbe Geld zu verdienen. Hilflos stieß er dabei mit seinen Beinen um sich. Und wenn er diesmal genausoviel Geld verdienen würde, müßte er *alles* dem Steuereinnahmer geben!

»Also sind Leben, Freiheit und Eigentum Teile von mir, mit einem zeitlichen Unterschied - Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit. Diese Räuberin bedrohte den Teil, der mir am wertvollsten war, um den Teil zu bekommen, den sie am leichtesten gebrauchen konnte.«

Plötzlich schnitt einer der Stricke durch die Haut an seinem Handgelenk. »Oh, tut das weh!« Jonathan hörte mit dem Ziehen auf und entspannte sich einen Moment, um seine Lage zu überdenken. Er dachte: »Ich habe nie gewußt, wie schön es ist, frei zu sein - bis jetzt.«

## 19. Der Jahrmarkt der Regierungen

Jonathan hatte seine Befreiungsversuche fast aufgegeben, als er ein tiefes Geräusch am Ende der Gasse hörte. Eine große braune Kuh stapfte auf ihn zu und schnupperte an dem verstreuten Abfall in der Gasse. »Mu-u-uh« brüllte sie. Die Glocke an ihrem Hals klingelte leise bei jeder Bewegung. Plötzlich erschien noch eine Kuh am Ende der Gasse, die von einem alten Mann mit einem Stock angetrieben wurde: »Komm her du blödes Biest«, schimpfte der Hirt.

Jonathan zappelte und stieß mit der Schulter an eine Kiste.

Der alte Mann spähte in das Dunkel: »Wer ist da?«

Als er Jonathan gefesselt am Boden sah, beugte er sich herunter und nahm den Knebel weg.

Jonathan atmete erleichtert auf: »Ich bin ausgeraubt worden. Helfen Sie mir bitte, mich zu befreien.«

Der alte Mann holte ein Messer aus seiner Tasche und schnitt Jonathans Fesseln durch.

»Vielen Dank«, sagte Jonathan und rieb seine wunden Gelenke. Eifrig erzählte er dem Mann, was passiert war.

»Jo«, sagte der alte Mann und schüttelt den Kopf. »Heutzutage muß du dir jeden genau ansehen. Ich wäre nie in die Stadt gekommen, wenn ich nicht geglaubt hätte, etwas Hilfe von der Regierung zu bekommen.«

»Glauben Sie, die Regierung wird mir helfen, mein Geld wiederzuerhalten?« fragte Jonathan.

»Das bezweifle ich, aber du kannst es versuchen. Vielleicht hast du mehr Glück auf dem Jahrmarkt der Regierungen als ich«, antwortete der alte Hirte. Sein Gesicht hatte mehr Falten als eine Backpflaume und er trug grobe Kleidung und Stiefel aus rohem Leder. Jonathan fühlte sich sicher durch seine ruhige Art und die direkte Sprache.

»Was ist der Jahrmarkt der Regierungen? Kann man dort Vieh verkaufen?« fragte Jonathan.

Der alte Mann runzelte die Stirn und betrachtete seine zwei ruhigen Tiere. »Das wollte ich herausfinden«, sagte der Hirte, »eigentlich ist es so eine Art Kuriositätenladen. Das Gebäude ist prunkvoller als eine Bank und größer als alles, was ich je gesehen habe. Darin handeln Männer mit allen Arten von Regierungen, die dazu da sind, die Angelegenheiten der Leute zu regeln.«

»Oh!« sagte Jonathan. »Was für Regierungen wollen sie denn da verkaufen?«

Der Kuhhirt kratzte seinen sonnengebräunten Nacken und sagte: »Da gab es einen Typ, der nannte sich ›Sozialist‹. Er erzählte mir, daß seine Regierung als Bezahlung eine meiner Kühe nehmen würde, um die andere meinem Nachbarn zu geben. Ich habe nicht allzu sehr auf ihn geachtet, ich brauche niemandem, um meine Kuh einem Nachbarn zu geben - wenn es nötig ist.

Dann gab es diesen ›Kommunisten‹, der seinen Stand neben dem ersten Händler aufgebaut hatte. Er lächelte mich groß an und schüttelte mir die ganze Zeit die Hand, wirklich freundlich, und sagte, wie sehr er mich mag und wie er sich um mich kümmert. Er war ganz in Ordnung, bis er mir sagte, seine Regierung würde beide Kühe nehmen. Das wäre gerecht, behauptete er, weil dann jeder alle Kühe besitzen würde und er würde mir etwas Milch geben, wenn *er* dachte, ich brauche sie. Und dann bestand er darauf, daß ich das Parteilied singe.«

»Das muß ein tolles Lied sein!« rief Jonathan aus.

»Nach alledem konnte ich ihn nicht gebrauchen. Ich schätze, er wollte nur die Sahne für sich abschöpfen.

Ich ging dann durch die große Halle und traf einen ›Faschisten‹.« Der alte Mann machte eine Pause, um eine seiner Kühe von einem widerlichen Müllhaufen wegzustoßen. »Der Faschist erzählte auch gleich eine Menge süßer Dinge und hatte auch so viele dreiste Ideen wie die anderen. Sagte, er würde beide Kühe nehmen und mir einen Teil der Milch verkaufen. Ich sagte ›Was? Dir für meine eigene Milch bezahlen?‹ Da drohte er, er würde mich erschießen, wenn ich nicht gleich seine Fahne grüßen würde.«

»Toll«, sagte Jonathan, »ich wette, Sie sind so schnell wie möglich dort rausgegangen.«

»Bevor ich auch nur einen Schritt tut konnte, kam dieser ›Bürokrat‹-Typ an und erzählte mir, daß seine Regierung meine beiden Kühe will, dann eine erschießt, um das Angebot zu senken, und die andere melkt, um dann die meiste Milch in den Ausguß zu schütten. Na, was für ein verrückter Idiot würde denn so eine Sache machen?«

»Ja, das hört sich seltsam an«, sagte Jonathan und schüttelte den Kopf. »Haben Sie eine dieser Regierungen gewählt?«

»Nie im Leben, Kleiner«, erklärte der Hirt. »Wer braucht die denn? Statt daß eine Regierung meine Angelegen regelt, habe ich beschlossen, meine Kühe zum Wochenmarkt zu bringen. Dort verkaufe ich eine und kaufe einen Bullen.«

## 20. Das älteste Gewerbe der Welt

Die Geschichte des alten Hirten machte Jonathan noch verwirrter als zuvor. Was war das nur für eine Insel?

Der Jahrmarkt der Regierungen klang faszinierend, deshalb entschloß er sich, dort hinzugehen und zu sehen, ob ihm irgend jemand helfen konnte, nach Hause zu finden. Wenigstens könnte er jemanden finden, der ihm hilft, sein Geld zurückzubekommen. Also lief er los in Richtung des Marktplatzes, wie es ihm der Bauer gezeigt hatte.

»Du kannst ihn gar nicht verfehlen«, sagte der alte Hirte, als er seine Kühe weiterführte, »er ist im Palast, das größte Ding auf dem Platz.«

Die Straße führte gerade auf den Marktplatz und auf der gegenüberliegenden Seite stand ein herrlicher Palast. Über der riesigen Pforte waren Worte in den Stein gemeißelt: PALAST DER HERREN.

Jonathan rannte die breiten Stufen zum Palast hinauf, trat hinein und wartete, bis sich seine Augen an das schwache Licht gewöhnt hatten. Vor ihm lag eine riesige Halle, mit Wänden, die so hoch waren, daß die Lampen das Innere nicht vollständig beleuchten konnten. Es gab verschiedene Marktstände, die mit Plakaten und Fahnen behangen waren, genauso wie es der alte Hirte beschrieben hatte. Leute gingen vor den Ständen hin und her, sprachen die Vorbeigehenden an und teilten Flugblätter aus. Auf der entfernten Seite der Halle gab es eine große Bronzetür, die von großen Marmorstatuen und gerillten Säulen umgeben war.

Jonathan begann, durch die Halle zu laufen, und hoffte, die Verkäufer der Regierungen umgehen zu können. Er hatte jedoch noch keine zwei Schritte machen können, als eine alte Frau mit großen Ohrringen und goldenen Armreifen an ihren Handgelenken an ihn herantrat.

»Möchtest du deine Zukunft erfahren, junger Herr?« sagte sie und drückte sich näher an ihn heran.

Jonathan kontrollierte seine Taschen und sah mißtrauisch auf die geduckte Gestalt der Frau, die mit lebhaft gefärbten Tüchern und schweren Juwelen bekleidet war.

»Ich kann die Zukunft vorhersagen. Vielleicht möchtest du einen Blick auf Morgen, um die Angst vor der Zukunft etwas zu beruhigen?«

»Können Sie wirklich in die Zukunft sehen?« fragte Jonathan und trat zurück, soweit er konnte, ohne sie zu beleidigen. Er sah diese Frau mit großem Mißtrauen an.

»Ja«, antwortete sie und ihre Augen blitzten vor Schläue und Selbstvertrauen. »Ich studiere die Zeichen und dann erkläre ich, fordere, bestätige und bezeuge alles, was ich sehe, als wahr. Ja, ich habe wahrscheinlich das älteste Gewerbe der Welt.«

»Faszinierend«, rief Jonathan aus. »Benutzen Sie eine Kristallkugel oder Teeblätter oder ...«

»Teufel, nein!« schnaubte sie verächtlich. »Heutzutage gebrauche ich viel hochentwickeltere Methoden. Ich nutze Tabellen und Berechnungen.«

Mit einer tiefen Verbeugung fügte sie hinzu: »Ich bin Ökonom, zu deinen Diensten.«

»Wie beeindruckend: Ö-ko-nom.« wiederholte er langsam und rollte das Wort über seine Zunge.

»Entschuldigen Sie, ich bin gerade ausgeraubt worden und habe kein Geld, Sie zu bezahlen.«

Sie schien verärgert und drehte sich gleich nach anderen möglichen Kunden um.

»Bitte«, sagte Jonathan, »könnten Sie mir eine Sache erklären, auch wenn ich Ihnen nichts bezahlen kann?«

»Ja?« fragte die Frau prüfend.

»Wofür wollen die Leute normalerweise einen Rat von Ihnen?«

Sie blickte sich um, ob sie jemand hören könnte. Dann flüsterte sie, als würde sie einer harmlosen Schoßkatze ein Geheimnis verraten: »Weil du kein Geld hast, mich zu bezahlen, kann ich dir ein kleines Geheimnis anvertrauen. Sie kommen immer, wenn sie sich über die Zukunft sicher sein wollen. Egal ob die Voraussage hell oder düster ist - besonders wenn sie düster ist - fühlen sie sich besser, wenn sie sich an der Weissagung eines anderen orientieren können.«

»Und wer bittet am häufigsten um Ihre Weissagungen?« fragte Jonathan.

»Der Hohe Rat ist mein bester Kunde«, antwortete die Frau. »Die Herren zahlen gut - mit dem Geld anderer Leute natürlich. Dann nutzen sie meine Weissagungen in ihren Reden, um zu rechtfertigen, daß sie mehr Geld brauchen, um für die trübe Zukunft vorzusorgen. Das funktioniert wirklich gut für beide Seiten.«

»Toll«, sagte Jonathan und schlug sich vor Erstaunen die Hände auf den Mund. »Das muß ja eine Verantwortung sein! Wir genau waren denn Ihre Voraussagen?«

»Du würdest überrascht sein, wenn du wüßtest, wie wenige Leute mich das fragen«, lachte die Ökonomin. Sie zögerte und sah ihm sorgfältig in die Augen. »Um ehrlich zu sein, man könnte eine bessere Voraussage treffen, wenn man eine Münze wirft.

Eine Münze werfen kann jeder ganz leicht, doch es hat noch niemandem genutzt. Es wird ängstliche Menschen nie glücklich machen, es wird mich nie reich machen und erst recht wird es die Herren nie mächtig machen. Du siehst also, wie wichtig es ist, daß ich mit beeindruckenden und komplizierten Vorhersagen ankommen muß, sonst finden sie eben jemand anderes.«

## 21. Ein Schuhtritt für die Produktion

»Das muß der Regierungssitz sein«, sagte Jonathan zu sich, als er ehrfürchtig auf die glänzenden Marmorsäulen und -statuen schaute. »Sie müssen ein Vermögen ausgegeben haben, diesen Palast zu bauen!«

Eine große bronzene Tür war weit geöffnet und Jonathan konnte ein riesiges Amphitheater voller Menschen erblicken. Er schlüpfte unauffällig hinein und blieb im Hintergrund stehen.

In der Mitte konnte Jonathan ein Podium sehen. Eine Gruppe ungepflegter, lärmender Männer und Frauen stand um das Podium herum und gestikulierte wild vor einem vornehm aussehenden Mann, der einen elegant geschnittenen Anzug trug und gelegentlich an einer dicken Zigarre zog. Er wies mit seiner Zigarre auf einen der Leute in dem Gemenge.

Jonathan schlich sich näher heran.

Ein Mann mit einem Füllhalter in der einen Hand und einem Papierblock in der anderen, schrie durch den Lärm: »Euer Ehren, verehrter hoher Herr Ponzi, Herr. Ist es wahr, das Sie gerade ein Gesetz unterzeichnet haben, Schuhmachern Geld zu zahlen, damit sie keine Schuhe herstellen?«

»Aha. Ja, das ist sicherlich richtig«, antwortete Herr Ponzi mit einem wohlwollenden Nicken. Er sprach so langsam, daß es aussah, er würde aus einem tiefen Schlaf erwachen.

»Kann man das als Durchbruch ansehen, als Präzedenzfall?« fragte der Mann und kritzelte wild auf seinen Block.

Der Hohe Herr nickte würdevoll: »Oh, ja, das ist ein Durchbruch ...«

Eine Frau an der Seite des ersten Fragers unterbrach ihn, bevor er zu Ende sprechen konnte: »Ist das das erste Mal in der Geschichte von Regulos, daß Schuhmacher dafür bezahlt werden, nichts herzustellen?«

»Ja«, sagte Ponzi, »ich glaube, das ist richtig.«

Aus dem Hintergrund rief jemand: »Würden Sie sagen, daß dieses Programm hilft, die Preise für jede Art von Schuhwerk zu erhöhen - für Schuhe, Stiefel, Sandalen und so weiter?«

»Oh, ja, würden Sie Ihre Frage bitte wiederholen?«

Eine andere Stimme rief: »Wird es die Schuhpreise anheben?«

»Ja, es wird die Einkommen der Schuhmacher anheben«, erwiderte der vornehme Herr und nickte mechanisch. »Wir werden sicherlich tun, was wir können, um den Schuhmachern zu helfen.«

Jonathan erinnerte sich an die Frau, die mit ihren Kindern von der Farm gejagt wurde. Traurig dachte er: »Wie schwer wird sie es jetzt haben, Schuhe zu kaufen.«

Dann schrie ein kleiner Mann, der im Gedränge verborgen blieb, direkt vor dem Podium: »Können Sie uns Ihr Programm für das nächste Jahr verraten?«

Ponzi murmelte: »Ah, ja, was sagten Sie?«

»Ihr Programm. Was sind Ihre Pläne für das nächste Jahr?« fragte die Stimme ungeduldig.

»Natürlich«, sagte der Hohe Herr und nahm einen tiefen Zug aus seiner Zigarre. »Ah, ja. Nun, ich glaube, es ist angemessen, die Gelegenheit dieser besonderen Pressekonferenz zu nutzen um anzukündigen, daß wir planen, im nächsten Jahr jeden auf dieser großen Insel von Regulos zu bezahlen, damit er nichts herstellt.«

Ein Raunen ging durch die Menge: »Jeden?« - »Im Ernst?« - »Das wird ein Vermögen kosten.«

»Aber wird es funktionieren?«

»Funktionieren?« wurde Herr Ponzi aus seiner Schlawheit gerissen.

»Wird es die Leute vom Produzieren abhalten?«

»Aber sicher. Wir führen seit Jahren ein Pilotprojekt in unserem Vorbüro durch«, sagte der Herr stolz, »und wir haben nie etwas produziert.«

In diesem Moment trat jemand neben den Hohen Herrn Ponzi und erklärte die Konferenz für beendet. Die Gruppe der Journalisten löste sich in der Menge der Leute auf, die im Amphitheater saßen. Jonathan blinzelte, als er das kaum wahrnehmbare plötzliche Erschlaffen in Ponzis Gestalt bemerkte, so als hätte jemand einen Bindfaden über ihm zerschnitten, der ihn aufrecht hielt. Die Lichter wurden schwächer und Ponzi wurde hinter die Bühne geführt.

## 22. Das Applausometer

Ein Scheinwerfer strahlte einen Lichtkreis auf das Podium und das Publikum wurde leise. Jemand begann, rhythmisch zu klatschen und bald fiel die Menge ein. Der ganze Platz hallte von der Begeisterung und dem Klang wider.

Schließlich sprang ein Mann mit silbernen Haaren auf das Podium. Er trug ein glänzendes Jackett und das einfältigste Lächeln, das Jonathan je gesehen hatte. Der Mann beugte sich voller Erregung vor und zurück, als er die jubelnde Menge begrüßte.

»Willkommen, willkommen, willkommen! Ich bin Showmeister Phil und bin so entzückt, solche wundervollen Leute wie euch heute hier bei mir in der Show zu haben. Und was für eine Show! Später werden wir mit einem besonderen Gast sprechen - ja, Sie haben es erraten - dem Kandidaten!« Knapp bekleidete Frauen standen auf beiden Seiten der Bühne und winkten wild mit beiden Händen und die ganze Menge brach in tosenden Applaus aus.

»Danke, danke, vielen Dank. Zuerst habe ich eine ganz spezielle Überraschung für Sie. Niemand anderes als die Vorsitzende der Wahlkommission von Regulos weilt heute bei uns, um uns die bahnbrechenden neuen Wahlverfahren zu erklären, von denen wir alle schon so viel gehört haben.«

Mit diesen Worten drehte sich der Gastgeber um und rief mit einer ausladenden Bewegung seines Armes in Richtung Vorhang: »Einen großen Applaus für Frau Doktor Julia Pavlov!«

Die Frauen auf der Bühne und das Publikum klatschten wieder wild, jubelten und pöfften vor Begeisterung.

Showmeister Phil schüttelte Dr. Pavlov die Hand und bedeutete der Menge, ruhig zu sein. »Gut, gut, Dr. Pavlov, Sie haben sich über die Jahre eine ziemliche Anhängerschaft aufgebaut.«

»Danke, Phil«, sagte sie. Dr. Pavlov trug eine dicke Brille, ein steifes graues Kostüm und einen Blick voller ruhiger Zuversicht in ihrem kantigen Gesicht. »Ich denke, das ist etwa 5,3 Begeisterung.«

»Hey, hey, da haben Sie mich erwischt«, sagte der Gastgeber. Die Bühnenassistentin ließ ein Schild aufleuchten und das Publikum brach in schallendes Gelächter aus.

»Was meinen Sie mit ›5,3 Begeisterung?‹« fragte Phil.

»Ich habe hier ein offizielles Applausometer, das ich immer bei mir trage«, sagte Dr. Pavlov. »Es zeigt mir genau an, wieviel Begeisterung von der Menschenmenge aufgebracht wird.«

»Das ist unglaublich, nicht wahr, Leute?« Auf dieses Stichwort applaudierte die Menge wieder eifrig.

Als der Lärm nachließ, fuhr Dr. Pavlov fort: »Das war etwa 2,6.«

»Erstaunlich«, sagte der Gastgeber. »Was werden Sie mit dem Applausometer tun? Werden Sie es bei der nächsten Wahl benutzen?«

»Das ist richtig, Phil. Die Wahlkommission von Regulos hat beschlossen, daß das Zählen der Stimmen nicht ausreicht. Es ist nicht nur die Anzahl der Stimmen wichtig, um zu entscheiden, wer die Richtlinien für Moral, Macht, Wohlstand und Rechte setzt. Wir meinen, daß auch Enthusiasmus zählen sollte.«

»Das ist unglaublich!« schrie Showmeister Phil. Alle applaudierten.

»4,3«, sagte Dr. Pavlov teilnahmslos.

»Wie werden Sie das machen, Doktor?«

Ihre dichten Augenbrauen hoben sich über ihre Brille und das erste Anzeichen eines Lächelns zeigte sich auf ihrem harten Gesicht. »In diesem Jahr werden die Applausometer zum ersten Mal bei Wahlen auf der Insel eingesetzt. Statt Wahlzettel auszufüllen, werden die Wähler nur in den Kabinen stehen und applaudieren, wenn eine Lampe neben dem Namen ihres Kandidaten aufleuchtet.«

»Was meinen die Kandidaten über diesen neuen Wählmechanismus?«

»Oh, sie lieben ihn, Phil. Es sieht so aus, als hätten sie ihre Unterstützer schon auf den Wechsel vorbereitet. Sie haben viel Zeit damit verbracht, ihren Unterstützern das Geld anderer Leute zu versprechen und es hat immer stürmischen Beifall ausgelöst.«

»Vielen Dank, daß Sie heute bei uns gewesen sind und uns einen Ausblick auf ein besseres Morgen gegeben haben. Kommen Sie wieder einmal vorbei. Meine Damen und Herren, noch einmal für Doktor Julia Pavlov!«

Als der Applaus endlich leiser wurde, machte der Gastgeber einen weiteren weiten Bogen mit seiner Hand hin zum Vorhang. »Jetzt kommt der Moment, auf den Sie alle gewartet haben. Jetzt, direkt von der fleißigen, fleißigen Wahlkampfreise - Hier ist Joe Kandidat! Applaus!«

Joe Kandidat verbeugte sich athletisch über die Bühne, er hatte die Arme weit ausgebreitet und strahlte vor Freude. Dieser Mann hatte die weißesten Zähne, die Jonathan je gesehen hatte. »Danke, Phil. Das ist wirklich ein bedeutender Augenblick für mich, hier mit euch großartigen Leuten zusammenzusein.«

»Joe, jetzt müssen Sie uns aber erzählen, welche Geschichte nun hinter der großen Geschichte steckt. Sie haben alle überrascht und die Schlagzeilen mit den heißesten Neuigkeiten der Insel seit Jahrzehnten gefüllt. Also, was ist das für ein Knüller?«

»Immer genau auf den Punkt, Phil? Das mag ich an Ihnen und Ihrer Show. Wissen Sie, ich war bestürzt von diesen extrem hohen Kosten der politischen Kampagnen in den vergangenen Jahren. Deshalb habe ich beschlossen, etwas dagegen zu tun. Ich bin fest davon überzeugt, daß die Wähler dieser großartigen Insel eine bessere Leistung zu einem deutlich niedrigeren Preis verdienen. Deshalb habe ich die Allgemeinheitspartei gegründet.«

»Die Allgemeinheitspartei! Das ist eine brillante Idee! Und Sie haben sogar Ihren eigenen Namen geändert, nicht wahr?«

»Das stimmt, Phil. Mit meinem richtigen Namen, Elihu Wurzel hätte ich niemals der Kandidat der richtigen Leute sein können. Man muß seine Wurzeln verdecken können ...«

Alle brachen mit Phil und Joe in Gelächter aus.

»Aber ernsthaft, Phil«, setzte Joe fort, »man braucht große Beliebtheit, um glaubwürdig zu sein.«

»Was werden Sie tun, um bekannt zu werden, Joe?«

»Die Allgemeinheitspartei wird bald ihre schwarzen und weißen Handzettel, Anstecker und Plakate überall verfügbar haben. Wir hoffen, mit unseren Ideen die typischen Wahlkampfkosten zu halbieren.«

Showmeister Phil unterbrach ihn: »Treten Sie denn für Inhalte ein?«

»Natürlich, genau wie die anderen Parteien«, sagte Joe. Er faßte in sein Jackett und zog ein Bündel Papiere heraus: »Hier ist unser Weißpapier gegen das Verbrechen - und hier ist unser Weißpapier gegen die Armut.«

»Aber Joe, da steht doch gar nichts drauf, auf diesen Weißpapieren«, sagte Phil mit einem ungläubigen Blick. Die Weißpapiere waren einfach leere Blätter weißen Papiers.

»Das ist ihre Schönheit, Phil. Sehen Sie das nicht? Warum sollen wir Zeit verschwenden, allen alles zu versprechen? Warum sollen die Wähler nicht die Papiere selbst ausfüllen? Versprechen und Umsetzungen werden so bleiben wie früher, aber diesmal sparen wir die Druckkosten.«

»Das ist genial! Während andere Kandidaten darüber reden, die Wahlkampfkosten zu senken, tun Sie tatsächlich etwas dafür. Unsere Zeit geht zu Ende. Können Sie noch mal zusammenfassen, wofür Ihre Partei eintritt?«

»Natürlich, Phil. Sie setzt sich schon überall auf der Insel durch. Unsere Botschaft für die Allgemeinheitspartei ist: ›Wir glauben, was Sie glauben!«

»Vielen Dank, Joe. Meine Damen und Herren, einen wirklich großen Applaus, eine 5,5 für das Genie des Wahlkampfs - *Joe Kandidat!*«

### 23. Nach seinen Bedürfnissen

Trompetenklänge und ein widerhallender Trommelwirbel beruhigten die Menge schließlich. Showmeister Phil hob seine Arme dem Publikum entgegen: »Die Eltern unter Ihnen haben jetzt lange genug auf unser Finale gewartet. Der zwölf Jahre lange Zug ihrer Kinder geht nun zu Ende. Jetzt kommt das Schulabschlußspiel!«

Die große Halle wurde von Orgelmusik erfüllt und entlang der Gänge öffneten sich die Seitentüren. Durch diese Türen schritten die Schüler mit Absolventenkappen und in schwarzen Umhängen. Die Menge brach in eine neue Runde donnernden Applauses aus, der ab und zu durch Pfiffe und Schreie durchbrochen wurde.

Jonathan flüsterte zu einer Frau, die neben ihm stand: »Was ist denn das Schulabschlußspiel?«

Sie drehte ihren Kopf halb zu ihm um und antwortete: »Das ist ein Wettbewerb zwischen der Jugend unserer Ratsschulen.« Sie machte eine kurze Pause, um die Ankündigungen zu hören und fuhr dann fort, wobei sie sich anstrengte, in dem Lärm gehört zu werden: »Es ist der Höhepunkt der formalen Bildung. Bisher war es das Ziel einer formalen Bildung zu zeigen, wie wichtig schwere Arbeit und gewissenhafte Leistung sind, um Wissen zu erlangen. Heute abend ehren wir die besten Schüler für ihre Erfolge im Wettbewerb und ihre herausragenden Leistungen. Aber der höchste Preis ist noch nicht verliehen. Das ist der Abschiedspreis, den der Gewinner des Schulabschlußspiels erhält.«

Jonathan schielte auf die Bühne und hatte den Eindruck, er würde jemanden kennen: »Wer ist die Person da, die die Schüler begrüßt, wenn sie vortreten?«

»Aber, das ist Lady Bess Tweed. Kennst du sie nicht aus den Zeitungen? Sie ist unsere Festrednerin. Als Mitglied des Hohen Rates und Königin der Politiker ist sie wie immer unser Ehrengast und ihr gefällt die Werbung, die wir für sie machen. Ihr Beruf ist gleichzeitig der angesehenste und der am wenigsten respektierte auf der Insel. Deshalb ist sie ideal für das Schulabschlußspiel geeignet.«

»Wie wird denn das Spiel gespielt?« fragte Jonathan.

»Es funktioniert so«, sagte die Frau und preßte sich eng an Jonathans Ohr, »Lady Tweed hält eine ihrer üblichen vorbereiteten politischen Reden und die Schüler schreiben alle Sätze auf, die in genauem Widerspruch zu dem stehen, was sie in der Schule getan oder gelernt haben. Wer die meisten Widersprüche findet, wird zum Gewinner des berühmten Abschiedspreises erklärt. Schhh, Lady Tweed hat angefangen. Hör zu.«

«...also haben wir etwas über die Tugenden der Freiheit gelernt«, rief Lady Tweed. »Wir wissen, daß freier Wille und persönliche Verantwortung zu Reife und Wachstum führen. In der Geschichte haben die Menschen immer nach Freiheit gestrebt. Es ist wunderbar, daß wir jetzt auf einer freien Insel leben ...«

Die Frau zeigte zu den Schülern auf der Bühne hinter Lady Tweed: »Schau, sie schreiben wie wild. Da gibt es so viel zu finden!«

»Hat Lady Tweed dem widersprochen, was die Schüler in der Schule gelehrt bekommen?« fragte Jonathan.

Die Frau kicherte: »Freier Wille? Unfug. Die Schule ist Zwang. Die Kinder werden gezwungen hinzugehen und alle werden gezwungen, dafür zu bezahlen. Jetzt still!«

«... und wir haben das Glück, die besten Schulen zu besitzen, die man sich vorstellen kann, besonders angesichts der harten Zeiten, die uns unsere besten Ökonomen vorhergesagt haben«, sagte Lady Tweed in schallendem Ton. »Unsere Lehrer sind die Vorbilder mit einem beispielhaften Benehmen für unsere Schüler, sie beleuchten den Weg zu Demokratie und Wohlstand mit dem Licht von Wahrheit und Wissen ...«

Die Frau neben Jonathan griff vor Begeisterung seinen Ärmel. Sie quietschte: »Meine Tochter ist die dritte von rechts in der zweiten Reihe. Sie schreibt, sie findet alle Punkte, ich bin sicher.«

»Ich verstehe nicht«, fragte Jonathan, »welche Punkte?«

»Die besten Schulen? Ohne Auswahl kann man sie unmöglich vergleichen. Lady Tweed schickte ihre Kinder aufs Land, um Unterricht zu nehmen. Vorbildliche Lehrer? Ha! Die Schüler müssen zwölf Jahre lang still sitzen und Anordnungen gehorchen und bekommen nichts dafür außer Schulnoten und Papiersternen. Wenn ein Lehrer Papiersterne statt eines Gehaltsschecks bekäme, würde er es Sklaverei nennen! ›Beleuchten den Weg zu Demokratie‹ Niemals! Das Vorbild der Schule ist Autorität.«

Lady Tweed beugte demütig ihren Kopf: »... jetzt sind Sie an diesen Meilenstein in Ihrem Leben angekommen. Jeder von uns ist sich bewußt, daß er nur eine winzige Stimme ist in diesem großen Menschenchor. Wir wissen, daß wütender Wettbewerb und ein rücksichtsloser, gieriger Kampf, die Spitze zu erreichen, heute unpassend sind. Für uns ist die Aufopferung die höchste Tugend. Aufopferung für die Bedürfnisse der anderen, für die Unzähligen, die benachteiligt sind ...«

Die Frau kreischte fast vor Entzücken: »Sieh dir an, wie die Schüler schreiben! Das ist eine Goldmine von Widersprüchen! ›Großer Menschenchor‹, ›Aufopferung?‹ In der Schule haben sie immer gelernt, hervorzuragen und selbst die Besten zu sein. Und die Tweed selbst ist ja auch keine Flasche. Sie ist am lautesten, skrupellosesten und fordert von allen am meisten. Sie hat sich erfolgreich ihren Weg in die Führung gebahnt, mit allen schlaun Tricks, die man sich vorstellen kann. Die Schüler wissen, daß sie nicht auf diese Bühne gekommen sind, indem sie ihre Noten für die unfähigen Schüler um sie herum aufgeopfert haben.«

Jonathan konnte das nicht verstehen: »Sie meinen, in der Schule wird den Kindern gesagt, sie sollen selbst hervorragen. Und jetzt bei der Abschlußfeier, sagt Lady Tweed ihnen, sie sollen sich für andere opfern?«

»Jetzt hast du's kapiert«, antwortete die Frau: »Lady Tweed predigt eine andere Welt für die Erwachsenen. Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen. Das ist die Zukunft.«

»Könnten sie nicht versuchen, konsequent zu sein und vor und nach dem Schulabschluß das gleiche zu erklären?« fragte Jonathan.

»Die Behörden arbeiten daran«, sagte die Frau. »Die Schulen funktionieren noch nach der alten Tradition, die gute Noten für die beste Leistung vergibt. Nächstes Jahr soll das Notensystem umgekehrt werden.

Sie planen, Anreize und Auszeichnungen einzusetzen, um die Schüler auf die neue Wirklichkeit vorzubereiten. Noten werden dann auf der Basis der Bedürftigkeit statt der Leistung vergeben. Die schlechtesten Schüler werden Einsen bekommen und die besten Schüler Sechsen. Denn schließlich brauchen die schlechtesten Schüler gute Noten und Anreize viel dringender als die besten Schüler.«

Jonathan schüttelte seinen Kopf und wiederholte ihre Worte, um sicherzugehen, daß er sie richtig verstanden hatte: »Die schlechtesten Schüler bekommen Einsen und die besten Schüler bekommen Sechsen?«

»So ist es«, nickte sie.

»Aber was passiert dann? Wird nicht jeder versuchen, bedürftiger zu werden und weniger leistungsfähig?«

»Was nach Lady Tweed zählt, ist, daß dies ein mutiger, menschlicher Vorgang ist. Die besten Schüler werden die Tugend der menschlichen Aufopferung lernen und die schlechtesten Schüler

werden in der Tugend des Anspruchs unterwiesen. Die Schulverwaltungen wurden angewiesen, den gleichen Plan für die Beförderung von Lehrern anzuwenden.«

»Und wie hat das den Lehrern gefallen?« fragte Jonathan.

»Einige liebten es, andere haßten es. Meine Tochter hat mir erzählt, daß die besten Lehrer gedroht haben zu kündigen, wenn sie den Plan anwenden. Anders als die Schüler haben die Lehrer noch den Luxus *dieser* Wahl - noch.«

## 24. Die Löhne der Sünde

Jonathan verließ den johlenden Mob im Amphitheater und ging einen langen Gang hinunter. Am Ende des Korridors saßen mehrere Personen in einer Reihe auf einer Bank. Alle waren mit Fußketten aneinandergesesselt. Erwarteten diese Kriminellen ihren Prozeß? Vielleicht könnten ihm die Beamten hier helfen, sein gestohlenen Geld zurückzubekommen.

Links von der Bank befand sich eine Tür mit der Aufschrift: »Büro der schweren Arbeit«. Am anderen Ende der Bank standen uniformierte Wächter, die sich leise unterhielten und ihre ruhigen Gefangenen nicht beachteten. Die festen Ketten an den Verhafteten ließen wenig Hoffnung auf eine Flucht.

Jonathan ging zu dem ersten Gefangenen, einem Jungen von ungefähr zehn Jahren, der gar nicht wie ein Krimineller aussah. »Warum bist du hier?« fragte Jonathan unschuldig.

Der Junge sah zu Jonathan hoch und blickte vorsichtig auf die Wächter, bevor er antwortete: »Ich habe gearbeitet.«

»Mit welcher Arbeit hast du dir denn diesen Ärger eingehandelt?« fragte Jonathan und riß die Augen weit auf vor Überraschung.

»Ich habe in Jacks Einkaufsladen Regale aufgefüllt«, antwortete der Junge. Er wollte noch mehr sagen, zögerte jedoch und blickte den grauhaarigen Mann an, der neben ihm saß.

»Ich habe ihn eingestellt«, sagte Jack, ein kräftiger Mann mittleren Alters mit einer tiefen Stimme. Der Kaufmann trug noch immer die verschmutzte Schürze seines Gewerbes - und Fußketten, die am Bein des Jungen befestigt waren.

»Der Kleine sagte, er möchte erwachsen werden und wie sein Vater sein, der der Verwalter des Fabriklagers war. Ganz natürlich, könnte man sagen. Aber die Fabrik wurde geschlossen und sein Vater konnte keine Arbeit finden. Deshalb dachte ich, eine Arbeit für den Jungen könnte gut für seine Familie sein. Ich gebe ja zu, es war auch gut für mich. Die großen Läden drücken ganz schön die Preise und ich brauchte eine billige Hilfe. Na ja, das ist jetzt alles vorbei.« Sein Gesicht hatte einen resignierten Ausdruck.

Der Junge setzte fort: »In der Schule bezahlen sie dich nie für das Lesen und die Mathe. Jack bezahlt. Ich habe die Bestände überprüft und die Warenbücher - und Jack hat versprochen, daß ich, wenn ich es gut machen würde, auch Aufträge ausgeben kann. Deshalb habe ich begonnen, die Ankündigungen und Handelsblätter zu lesen.

Und ich habe richtige Leute getroffen, nicht nur die Kinder aus der Schule. Jack hat mich unterstützt und ich habe meinem Vater bei der Miete geholfen - ich habe sogar genug verdient, um ein Fahrrad zu kaufen. Jetzt haben sie mich erwischt.« Er schaute auf den Boden und seine Stimme wurde schwächer, »und ich muß wieder zu diesem Kinderkram zurückkehren.«

»Kinderkram ist nicht so schlecht, wenn du die Alternativen bedenkst«, erklärte ein stämmiger, gemütlicher Mann, neben dem ein Korb voller verwelkter gelber Rosen stand. Er war in der Reihe auf der anderen Seite des Jungen angekettet.

»Es ist schwer, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Mir hat es nie gefallen, für einen anderen zu arbeiten. Endlich dachte ich, daß ich es mit meinem Blumenkarren geschafft hätte. Ich habe auf den Hauptstraßen und dem Marktplatz ganz gut Rosen verkauft. Die Leute mochten meine Rosen - die Kunden meine ich.

Aber den Ladenbesitzern gefiel die Konkurrenz gar nicht. Sie gingen zum Hohen Rat und der hat das »Hausieren« verboten. Ein Hausierer! So nennen die mich, weil ich mir keinen Laden leisten kann. Sonst wäre ich ein »Ladenbesitzer« oder ein »Kaufmann«. Ich will dich nicht verletzen, Jack, aber die Art, wie ich verkauft habe, ist schon viel älter als dein Laden.

Jedenfalls, sie sagten, ich sei eine Plage, ein häßlicher Schandfleck, ein Gammler und jetzt ein Verbrecher! Wie kann man sich vorstellen, daß ich mit meinen Rosen das alles sein soll? Wenigstens habe ich doch nicht von Wohltätigkeit gelebt.«

»Aber du hast auf den Bürgersteigen verkauft«, erwiderte Jack. »Du mußt sie für die Kunden frei halten.«

»Damit es einfacher ist, in deinen Laden zu kommen? Gehören deine Kunden dir, Jack? Ja, klar, ich stand auf Ratseigentum. Es wird behauptet, es gehört allen, aber das tut es nicht, nicht wahr, Jack? Es gehört nämlich den Leuten, die sich mit dem Hohen Rat gut stehen.«

Jonathan erinnerte sich, daß der Fischer etwas ähnliches über den See gesagt hatte.

Jack gab zurück: »Aber du bezahlst auch nicht die gepfefferten Steuern, die wir Ladenbesitzer bezahlen müssen!«

»Und wer ist an euren Steuern schuld? Ich doch nicht!« gab der Blumenmann gereizt zurück.

Jonathan unterbrach sie mit einer Frage und hoffte, er könne die Debatte damit etwas abkühlen: »Sie haben Sie also eingesperrt, einfach so?«

»Ja, sie haben mich ein paarmal gewarnt, ich soll aufhören. Aber ich wollte nicht nach ihrer Pfeife tanzen. Was glauben sie denn, wer sie sind, meine Herren? Ich versuche, für mich selbst zu arbeiten, nicht für einen blöden Boss. Na ja, Gefängnis ist in Ordnung. Ich kann auf Kosten der Ladenbesitzer leben.«

»Vielleicht mußt du nur gemeinnützige Arbeit verrichten«, knurrte Jack.

»Ich *habe* gemeinnützige Arbeit verrichtet«, antwortete der Blumenverkäufer.

Der Junge begann zu wimmern: »Glaubst du, die werden mich auch ins Gefängnis stecken?«

»Keine Angst, Kleiner«, beschwichtigte ihn der Blumenverkäufer, »Wenn sie es tun, wirst du wenigstens ein praktisches Geschäft lernen - nicht so eins, was der Wärter im Sinn hat.«

Jonathan drehte sich zu einer Gruppe Frauen in Arbeitsanzügen um, die als nächste in der Reihe saßen. »Warum sind Sie hier?«

»Wir haben ein kleines Fischerboot. Ein Beamter sah mich, als ich einige schwere Kisten am Dock abgeladen habe«, sagte eine drahtige, robuste Frau mit durchdringenden blauen Augen. »Er sagte mir, das wäre eine Verletzung der Sicherheitsbestimmungen.«

Sie blickte ihre Kolleginnen an und fügte hinzu: »Die Bestimmungen sollen uns vor Mißbrauch am Arbeitsplatz schützen. Die Behörden haben unseren Betrieb zweimal geschlossen, aber wir sind zu den Docks zurückgeschlichen, um das Schiff für die nächste Saison vorzubereiten. Sie haben uns wieder geschnappt und sagten, dieses Mal würden sie uns wirklich gut schützen - hinter Gittern.«

Sie sprach laut zu sich selbst und grübelte: »Was werden sie mit meinem Sohn machen? Er ist erst drei! Lustig eigentlich - er ist schwerer als diese Kisten, die ich da gehoben habe, und ich habe ihn die ganze Zeit mit mir herumgetragen. Darüber hat sich niemand beschwert!«

»Sie meinen, das ist lustig?« sagte ein Mann, dessen sorgfältig geschnittener grauer Bart nicht zu seinem jungen Gesicht paßte. Er stieß den Mann neben sich an und sagte:« George hat zwei Winter hintereinander halbtags für mich gearbeitet, so etwas wie ein Lehrling. Er hilft mir, meinen Friseurladen sauber zu halten und bereitet die Kunden vor.

Jetzt sagen die Behörden, ich sei in großen Schwierigkeiten, weil ich ihm nicht genug bezahlt habe für die Stunden, die er gearbeitet hat. Und er hat Probleme, weil er arbeiten wollte, ohne in die Reinigungsgewerkschaft einzutreten.« Er warf wütend seine Hände in die Luft: »Wenn ich ihm das bezahlt hätte, was sie wollten, hätte ich ihn gar nicht anstellen können.«

George jammerte mit einem traurigen Gesichtsausdruck: »Bei diesen Bedingungen, und jetzt auch noch vorbestraft, werde ich meine Friseurlizenz nie bekommen.«

»Sie glauben, Sie haben Probleme?« sagte eine hochmütige Frau, die offensichtlich darunter litt, ihr Schicksal mit den anderen zu teilen. Sie war den Tränen nahe und drückte ein edles weißes Taschentuch an ihre Augen. Sie sagte: »Wenn die Presse erfährt, daß ich, Frau Ins, verhaftet wurde, wird die Karriere meines Mannes beendet sein. Ich hätte nie gedacht, daß ich etwas so falsches tun würde. Was hätten Sie denn getan?«

Frau Ins umarmte ein junges Paar, daß neben ihr angekettet war, und fuhr fort: »Vor Jahren hatte ich ein großes Haus, drei Kinder, die in die besten Schulen gingen, und ich wollte in meinen Beruf zurückgehen. Deshalb fragte ich meine Nachbarin, ob sie mir nicht empfehlen könnte, wie ich etwas Hilfe im Haushalt bekomme.

Wilhelm und Hilda wurden mir wärmstens empfohlen und ich stellte sie gleich ein. Hilda kümmert sich wundervoll um den Garten und die Kutsche. Sie kann alles im Haus reparieren und macht viele Botengänge. Und Wilhelm, so ein Lieber, war mein Lebensretter. Es ist so gut zu den Kindern. Er ist immer da, wenn ich ihn brauche. Er schneidet die Haare, kocht, macht sauber - tausend Hausarbeiten macht er viel besser, als ich es jemals könnte. Meine Jungs sind von seinen Keksen begeistert. Wenn ich nach Hause komme, kann ich mich mit meinem Mann ausruhen und mit den Kindern spielen.«

»Das klingt nach einer Hilfe, die jeder gern hätte«, sagte Jonathan. »Aber was ging schief?«

»Zuerst lief alles bestens. Dann erhielt mein Mann eine neue Beförderung zum Chef des Büros des Guten Willens. Ja, seine Gegner untersuchten unsere Finanzen und fanden heraus, daß wir nie Lohnsteuern für Wilhelm und Hilda gezahlt haben.«

»Warum nicht?« fragte Jonathan.

»Wir konnten nicht. Die Steuern waren hoch und mein Einkommen war anfangs niedrig, wir hätten sie einfach nicht einstellen können, wenn wir die Steuern bezahlt hätten.«

Wilhelm sagte dazu: »Dann hätten wir große Schwierigkeiten bekommen.« Seine Frau stieß ihn an und sagte: »Sei vorsichtig Wilhelm. Wir haben so viel riskiert, um hier herzukommen.«

»Ja, gnädige Frau«, sagte er aufrichtig zu Frau Ins, »Sie haben unser Leben gerettet. Wir sind von unserer Heimatinsel geflohen, weg von der Hungersnot und dem schrecklichen Bürgerkrieg. Wir hatten keine Wahl - wir konnten entweder fliehen oder verhungern oder erschossen werden. Deshalb sind wir weggegangen und nach Regulos gekommen. Wenn Frau Ins uns nicht geholfen hätte, hätte man uns zurückgeschickt, um zu sterben.«

»So ist es«, sagte Hilda in einer weichen, angenehmen Stimme: »Wir schulden Ihnen unser Leben und jetzt tut es uns leid, daß sie wegen uns in dieser Schwierigkeit stecken.«

Frau Ins seufzte laut und sagte: »Mein Mann wird seine Beförderung ins Büro des Guten Willens verlieren und vielleicht auch seine alte Stelle. Er war der Chef der Regulos Zuerst - Kommission, zur Förderung des Nationalstolzes. Seine Feinde werden ihn wegen seiner Scheinheiligkeit anklagen.«

»Scheinheiligkeit?« fragte Jonathan.

»Ja, Die Kommission Regulos Zuerst arbeitet gegen neue Neuankömmlinge.«

»Neue Neuankömmlinge?« wiederholte Jonathan. »Wer sind denn die alten Neuankömmlinge?«

»Alte Neuankömmlinge? Ja, das sind alle anderen von uns«, sagte Frau Ins. »Alle unsere Vorfahren kamen einmal irgendwoher als Neuankömmlinge, entweder auf der Flucht vor Unterdrückung oder um ihr Leben zu verbessern. Aber neue Neuankömmlinge sind erst seit kurzem hier. Sie sind durch das Dasbootistvoll-Gesetz verboten.«

Jonathan schluckte unbehaglich. Er wagte nicht, sich vorzustellen, was passieren würde, wenn die Behörden entdeckten, daß er auch ein neuer Neuankömmling war. Er versuchte, unbeteiligt zu klingen und fragte: »Warum wollen sie keine neuen Neuankömmlinge?«

Die Fischerin unterbrach sie: »Die, die die Macht haben im Hohen Rat, haben vor dem Wettbewerb Angst. Neue Neuankömmlinge könnten härter arbeiten, oder länger, oder für geringere Löhne bei höherem Risiko. Sie könnten die Aufgaben erledigen, die niemand von uns machen möchte.«

»Warten Sie mal. Es gibt genug begründete Beschwerden gegen die neuen Neuankömmlinge«, sagte Jack. »Neue Neuankömmlinge kennen nicht immer die Sprache, die Kultur oder die Sitten und Gebräuche auf unserer Insel. Ich bewundere ihren Mut. Sie riskieren ihr Leben, um als Fremde hierher zu kommen. Aber sie brauchen Zeit, alles zu lernen, und hier gibt es nicht genug Platz. Es ist viel komplizierter jetzt als damals, als unsere Vorfahren von den fernen Inseln geflohen sind.«

Jonathan dachte über den vielen Platz nach, den er auf dem Land gesehen hatte, als Frau Ins stolz einfügte: »Mein Mann hat genau die gleichen Argumente angeführt gegen die neuen Neuankömmlinge. Er sagte immer, daß die neuen Neuankömmling zuerst unsere Sprache und unsere Sitten lernen müßten, bevor man ihnen erlauben kann hierzubleiben. Sie müßten auch Geld haben, technische Fähigkeiten, Eigenverantwortlichkeit und dürften keinen Platz wegnehmen.

Mein Mann hatte gerade ein neues Gesetz entworfen, um neue Neuankömmlinge zu identifizieren und nach Hause zu schicken, als er auf ein kleines Problem stieß. Die Beschreibung paßte mehr auf unsere eigenen Kinder als auf Leute wie Wilhelm und Hilda.«

In diesem Moment traten zwei Männer in steifen Anzügen mit vollen Aktenkoffern durch die Tür. Sie gingen zu Frau Ins, die vor Angst in sich zusammensank. Einer der Männer winkte den Wachen, ihre Fußfesseln zu öffnen. »Wir möchten uns in aller Form bei Ihnen für diese unglückliche

Verwechslung entschuldigen, Frau Ins. Sie können sicher sein, daß die gesamte Angelegenheit auf höchster Ebene geregelt wird.«

Sie folgte ihrer Begleitung sichtlich erleichtert schnell durch den langen Gang, ohne ein Wort zu Wilhelm und Hilda zu sagen. Die anderen betrachteten sie in Totenstille, die nur durch das Klirren einer Kette unterbrochen wurde.

Als Frau Ins außer Sichtweite war, trennten die Wächter Wilhelm und Hilda von den anderen und schoben sie grob in die gegenüberliegende Richtung: »Los geht's, Pack. Dorthin, wo ihr hergekommen seid.«

»Aber wir haben doch nichts schlechtes getan«, bettelten Wilhelm und Hilda, »wir werden sterben.«

»Das ist nicht unsere Angelegenheit«, brummte der Wächter.

Die Fischerin wartete, bis sie die Treppe hinuntergelaufen waren und die Tür hinter ihnen zuschlug, dann murmelte sie: »Doch, sie ist es.«

Jonathan zitterte etwas, als er an das Schicksal dachte, das dem Paar bevorstand und vielleicht auch ihm. Er sah auf und fragte die Frau: »Also sind alle hier in Ketten, weil sie nicht arbeiten durften?«

Die Frau zeigte die Reihe entlang zu einem jungen Mann, er sein Gesicht in seinen Händen vergrub und antwortete: »Wenn man es so sieht, ist er die Ausnahme. Die Behörden bestanden darauf, daß er als Soldat arbeitet. Er weigerte sich - also wurde er mit uns an diese Kette gebunden.«

Jonathan konnte das Gesicht des jungen Mannes nicht richtig erkennen, aber er fragte sich, warum die Stadtverwaltung von einem so jungen Menschen verlangen würde, für sie zu kämpfen. »Warum zwingen ihn die Behörden, ein Soldat zu sein?«

Die Fischerin antwortete Jonathan direkt: »Sie sagen, das ist die einzige Möglichkeit, unsere freie Gesellschaft zu schützen.«

Ihre Worte hallten in Jonathans Ohren genauso wie das metallische Geräusch der Ketten.

»Schützen vor wem?« fragte Jonathan.

»Vor denen, die uns in Ketten legen würden«, blickte die Frau düster.

## 25. Betrug oder Bewirtung

Der Jahrmarkt der Regierungen hatte mehr Räume und Gänge als ein Labyrinth. Jonathan lief einen anderen Korridor entlang bis er den köstlichen Duft von Kaffee und frisch gebackenem Brot roch. Er folgte seiner Nase und kam in eine große Versammlungshalle, wo einige ältere Männer und Frauen miteinander stritten und ärgerlich mit ihren Fäusten drohten. Andere weinten und hielten sich an den Händen fest, um sich gegenseitig zu unterstützen.

»Was ist passiert?« fragte Jonathan und schielte auf einen großen Korb der in der Mitte der Halle stand. Er reichte fast bis zur Decke. »Worüber sind Sie so verärgert?«

Die meisten der alten Leute beachteten ihn nicht und klagten und jammerten weiter einander an. Doch ein ernster Mann stand langsam auf und ging zu Jonathan: »Dieser hochnäsige Herr«, grummelte er, »er hat es wieder getan. Er hat uns betrogen!«

»Was hat er getan?« fragte Jonathan.

»Carlo Ponzi hat uns vor Jahren von einem großen Plan erzählt«, sagte der alte Mann und schüttelte traurig seinen Kopf, »der dafür sorgen sollte, daß niemand im Alter hungrig ist. Klingt gut, nicht?«

Jonathan nickte ruhig.

»Ja, das haben wir auch alle gedacht. Hmpf«, schnaubte er wütend. »Bei Todesstrafe wurde jeder, außer dem Hohen Herrn Ponzi und seinen Beamten, verpflichtet, jede Woche Brotscheiben in diesen riesigen Regierungskorb zu geben. Alle, die älter als 65 Jahre und in Rente waren, konnten Brot aus dem Korb herausnehmen.«

»Alle gaben etwas, nur Lord Ponzi und seine Beamten nicht?« wiederholte Jonathan.

»Oh, sie bekamen eine spezielle Behandlung«, antwortete der alte Mann. »Wir mußten mehr von unserem eigenen Brot in einen besonderen Korb legen, der nur für sie reserviert war. Jetzt weiß ich, warum sie einen eigenen wollten.«

»Es muß schön sein, in Ihrem hohen Alter Brot zu haben«, sagte Jonathan.

»Natürlich! Das dachten wir auch. Das schien so eine gute Idee zu sein, weil dann immer Brot für die Alten da wäre. Und weil wir uns alle auf den großen Regierungskorb verlassen konnten, haben die meisten von uns aufgehört, extra Brot für die Zukunft zurückzulegen.«

Seine Schultern sackten unter der Last seines Lebens zusammen. Der alte Mann überflog die Gruppe der faltigen alten Leute. Er zeigte auf einen älteren Herrn, der auf einer nahen Bank saß: »Eines Tages sah mein Freund Alan dort drüben, wie die Leute Brot in den großen Korb legten und herausnahmen. Er errechnete, daß bald kein Brot mehr in dem großen Korb sein wird. Alan war Buchhalter, weißt du. Er fand es leicht heraus: es wurde immer mehr Brot aus dem Korb genommen als Leute neues Brot hineinlegten - bis nichts mehr da ist. Und er löste unsere Beunruhigung aus.« Alan nickte wackelig.

»Wir gingen direkt zum Korb und kletterten an der Seite hoch. Das war nicht einfach, aber wir sind nicht so schwach und blind, wie manche der jungen Herren denken. Jedenfalls, wir sahen hinein und entdeckten, daß der Nahrungskorb fast leer war. Als die anderen das hörten, gab es einen großen Aufstand. Wir gingen sofort zu Herrn Ponzi und erklärten ihm, daß er besser gleich etwas dafür tun sollte, Brot in den Korb zu bekommen oder er würde es bei der nächsten Wahl bitter büßen.«

»Toll, ich wette, er hatte große Angst«, sagte Jonathan.

»Angst? Ich habe noch nie jemanden so nervös gesehen. Er weiß, daß wir eine Menge Einfluß haben, wenn wir aufgebracht sind. Zuerst schlug er vor, den Älteren noch mehr Brot zu geben - direkt vor der nächsten Wahl. Dann würde er mehr Brot von den Jüngeren nehmen, die arbeiteten - direkt nach der Wahl.

Aber diese Arbeiter haben seinen Plan durchschaut und wurden auch verrückt. Die Jungen, die klugen, sagten, sie wollen schon jetzt Brot zu essen haben. Sie wollten nicht warten, daß sie das Brot in der Zukunft essen können. Und außerdem könnte die Zukunft anders kommen als geplant. Die meisten von ihnen vertrauten den Politikern nicht, daß sie es liegenließen, bis sie in Rente gingen.«

»Was machte er dann?« fragte Jonathan.

»Dieser Ponzi hat immer einen neuen Trick zur Hand. Er schlug vor, daß jeder warten solle, bis er 70 Jahre alt ist, bevor er Brot aus dem Korb nehmen darf. Na, das ärgerte die, die kurz vor der Rente standen und das Brot mit 65 Jahren erwarteten, wie es ursprünglich versprochen war. Schließlich kam Ponzi mit einer genialen neuen Idee.«

»Gerade rechtzeitig!« rief Jonathan.

»Gerade rechtzeitig zur Wahl. Ponzi versprach allen alles! Er würde den älteren mehr geben und weniger von den jungen nehmen. Perfekt! Versprich mehr für weniger und jeder ist glücklich!« Der alte Mann machte eine Pause, um zu sehen, ob Jonathan es verstand. »Der einzige Haken ist, daß die Brotscheiben jedes Jahr etwas schmaler werden. So. Die Brotscheiben werden so schmal, daß wir hundert Scheiben auf einmal essen können - und immer noch hungrig sind.«

»Verdammte Ganoven!« brach Alan heraus. »Wenn alle Brotscheiben weg sind, werden sie wahrscheinlich Bilder davon drucken, die uns satt machen sollen!«

## 26. Wessen großartiger Einfall?

»Hurra! Hurra!« schrie ein Mann mit aller Kraft. Die alten Männer und Frauen waren überrascht. Sie starrten begeistert auf diese unerwartete Unterbrechung.

Der Eindringling war äußerst gepflegt, trug die letzte Mode für wohlhabende Herren und einen sorgfältig geschnittenen Schnurrbart. Er stürmte mit einem Gefolge schwarzgekleideter Männer in die Halle. Sie krochen um ihn herum, als würde ihr Leben von ihm abhängen.

Der Anführer schritt zum Tisch und nahm sich eine Tasse Kaffee, wobei er die anderen mit einer Handbewegung abwimmelte. Wie eine Herde Schafe zogen sie sich in eine Ecke des Raumes zurück und warteten geduldig.

»Glückwunsch«, sagte Jonathan, »was sie auch immer feiern.« Jonathan fühlte sich verpflichtet, diesem Stutzer Kaffee zu brühen, und er betrachtete dabei die Genauigkeit der Bügelfalten in seiner Kleidung. »Darf ich Sie fragen, warum Sie so glücklich sind?«

»Natürlich«, sagte der Mann stolz. »Danke für den Kaffee. Oh, der ist heiß!« Er stellte den Kaffee zurück und hielt Jonathan seine Hand hin: »Ich heiße Arthur Hatch. Und du?«

»Jonathan. Jonathan Gullible. Angenehm.«

Arthur schüttelte Jonathans Hand. »Jonathan, heute ist mein Wohlstand gesichert. Ich habe gerade eine entscheidende Abstimmung für meine Erfindung gewonnen: Scharfesmetallamstock.«

»Wie war die Abstimmung?«

»Das Gericht stimmte äußerst knapp dafür, mir eine Patenturkunde zu geben.«

»Was ist eine Patenturkunde?« fragte Jonathan.

Prahlerisch erklärte Arthur: »Es ist nur das wertvollste Stück Papier auf der Insel. Es ist ein Brief vom Hohen Rat, der mir die ausschließliche Nutzung einer revolutionären Idee zum Holzfällen erlaubt. Niemand darf Scharfesmetallamstock ohne meine Erlaubnis nutzen. Ich werde stinkreich!«

Jonathan dachte an die Frau, die er bei seiner Ankunft auf Regulos gesehen hatte. »Wann haben Sie das erfunden?«

»Oh, das war nicht meine Idee. Charlie, der arme Trottel, hat es sich ausgedacht und den Antrag beim Büro der Ideenkontrolle eingereicht. Ich habe Charlie einen kleinen Betrag für die Rechte an seinem Antrag bezahlt, und das wird sich bald gelohnt haben! Charlie hätte selbst niemals alle diese Rechtsanwälte anstellen können«, sagte Arthur und nickte seinem Gefolge in der Ecke zu.

»Und wer hat den Kampf verloren?« fragte Jonathan.

»Es war wirklich ein Kampf«, seufzte Arthur. »Hunderte andere Kerle wie Charlie behaupteten, vor mir an dieses Ding gedacht zu haben - äh, also vor Charlie, heißt das. Manche sagten, es war der nächste logische Schritt nach der Entdeckung des Steinamstock. Ha! Sogar Charlies Großmutter brachte einen Anspruch vor, sagte, sie hätte ihn zu dem gemacht, der er heute ist. Und so ein Schriftsteller platzte auch noch herein und sagte, daß Charlie die Idee von ihm gestohlen hätte.«

Arthur hielt inne, um über seinen Kaffee zu blasen. »Aber diese letzte Abstimmung war die schwierigste. Die Klägerin behauptete, sie hätte schon vor langer Zeit die ersten Metall- und Holzstücke zusammengebunden. Ich kann mich jetzt nicht einmal mehr an ihren Namen erinnern. Ist ja auch nicht wichtig. Sie hatte mehr als vierzig Zeugen. Sagte, es sei Neugier von ihr, ein Hobby - sagte, sie versuchte nur, ihre Arbeit etwas leichter zu machen. Sie wollte die Gutmütigkeit der Richter ausnutzen, als sie sagte, sie sei eine arme Baumarbeiterin und daß sie nie das Geld für das Anmeldeformular gehabt hätte. Pech was?«

»Pech?« erwiderte Jonathan.

»Ich glaube, sie wollte sich einen Platz in den Geschichtsbüchern verschaffen. Jetzt wird niemand mehr etwas von ihr hören.« Arthur stellte seine Tasse wieder zurück, lehnte sich an die Wand und überprüfte die gepflegten Fingernägel an seiner rechten Hand. Er genoß diesen Augenblick des Triumphes.

»Jeder dieser Fälle hatte einen besonderen Dreh«, fuhr Arthur fort. »Einige meiner Gegner protestierten, daß es nicht möglich sei, den Gebrauch einer Idee zu besitzen. Aber das Gericht sagt, ich tu's - also tue ichs! Es gehört mir siebzehn Jahre lang. Ich habe es fair und rechtmäßig erworben.«

»Siebzehn Jahre? Warum siebzehn Jahre?« fragte Jonathan.

»Wer weiß?« lachte er. »Magische Zahl, denke ich.«

»Aber wenn Ihnen der Gebrauch einer Idee gehört, warum hört das nach siebzehn Jahren auf? Verlieren Sie auch Ihr ganzes anderes Eigentum nach siebzehn Jahren?«

»Mm«, Arthur machte eine Pause und nahm seinen Kaffee wieder. Er rührte ihn nervös um. »Gute Frage. Normalerweise gibt es keine zeitliche Begrenzung des Eigentums, es sei denn, der Rat nimmt es für einen höheren sozialen Zweck. Einen Moment.« Er hob die Hand und sofort kam ein Mann aus der Ecke des Raumes angerannt.

Dieser Fatzke sprang fast an Arthurs Seite: »Was kann ich für Sie tun, Arthur?«

»Paul, erklären sie meinem jungen Freund, warum ich eine Patenturkunde nicht mehr als siebzehn Jahre besitzen kann.«

»Ja, mein Herr. Nun, das ist so. In den alten Zeiten gab eine Patenturkunde den Freunden des Gerichts ein königliches Monopol. Heute dient eine Patenturkunde allerdings dazu«, sagte Paul in einem juristischen Gleichklang, »Erfinder zu motivieren, die andernfalls keinen Grund hätten, nützliche Dinge zu erfinden. Vor einem Jahrhundert überzeugte ein abergläubischer Erfinder den Hohen Rat, daß ein Monopol für siebzehn Jahre genug Zeit sei, reich zu werden.«

»Bitte verbessern Sie mich, wenn ich mich irre«, sagte Jonathan, der sich anstrengte, alles zu verstehen. »Sie sagten, Erfinder werden motiviert - von ihrem Wunsch, reich zu werden - indem Sie andere daran hindern, Ideen zu nutzen?«

Arthur und Paul sahen sich verblüfft an. Paul erwiderte: »Was könnte es sonst für ein Motiv geben?«

Jonathan empfand ihre schwache Vorstellungskraft etwas bedrückend. »Also muß jeder Hersteller von Scharfesmetallamstock sie beide bezahlen?«

Paul lachte nervös und blickte zu Arthur hinüber: »Tja, das liegt ganz an Arthur. Er könnte es bevorzugen, diese Geräte selbst herzustellen - ausschließlich - vorsichtig. Oder, und das hängt von einem erwarteten Angebot der Baumarbeiter ab, vielleicht würde er überhaupt nicht gestatten, daß sie hergestellt werden - siebzehn Jahre lang.«

Er sah Arthur an und fügte hinzu: »Einige Leute von uns schauen sich die Akten schon an, Sir. Sie erinnern sich, wir müssen zunächst mit diesem ärgerlichen Baumarbeitergesetz klarkommen. Wir haben heute noch ein weiteres Treffen mit Lady Tweed. Sie kann uns helfen, eine Ausnahme zu erhalten.«

Er drehte sich zu Jonathan um und erklärte: »Die Baumarbeiter haben die seltsame, aber altehrwürdige Regelung, daß ihr erster Gebrauch von geraden Stöcken zum Holzfällen vor der Anwendung neuer Ideen geschützt werden muß.«

Arthur stand gedankenversunken da. Ziemlich abwesend bemerkte er: »Dieses Baumarbeitergesetz ist grundlegend anti-fortschrittlich, meinen Sie nicht? Ich weiß, daß ich mich auf Sie verlassen kann, Paul. Sie sind immer dem Spiel voraus.«

»Aber, mein Herr«, beharrte Jonathan, »was hätten Sie getan, wenn Sie das Patent heute im Gericht nicht gewonnen hätten?«

Mit einer großen Geste seiner Arme, faßte Arthur Paul und Jonathan um die Schultern und führte sie herzlich auf die Tür zu, um den Abschluß ihrer Unterhaltung klarzumachen: »Junger Mann, wenn ich diese Abstimmung heute nicht gewonnen hätte, würde ich hier nicht schwatzen, da kannst du sicher sein. Ich würde immer noch Lady Tweed überzeugen müssen, das Baumarbeitergesetz abzuschaffen, aber dann wäre ich gleich wieder in meiner Fabrik, um Scharfesmetallamstock so schnell wie möglich zu produzieren, bevor es die Konkurrenz tut.

Und mein Kumpel hier würde sich einen anderen Job suchen, nicht wahr, Paul? Vielleicht in der Produktion, im Marketing oder der Forschung? Jeder neue Scharfesmetallamstock müßte eine kleine Erneuerung aufweisen, nur um einen Schritt vor der Bande zu sein!«

»Uh, das klingt schrecklich«, kicherte Paul.

Als sie Arthur zur Tür gehen sahen, nahmen die anderen Männer in der Ecke ihre Aktentaschen und folgten ihm. »Paul«, sagte Arthur, »erklären Sie mir das Problem der Haftung bitte noch einmal.«

Die ganze Gruppe lief schnell durch die Halle, Arthurs Arme noch immer um die Schultern von Paul und Jonathan geschlungen. »Sehen Sie«, sagte Paul, »das Metallstück könnte vom Stock abfliegen und jemanden treffen. Deshalb müssen wir Sie und die anderen Investoren schützen.«

»Mich schützen, wenn das Metallstück jemand anderes trifft? Was meinen Sie denn damit?« sagte Arthur, der die Fragen für Jonathan stellte.

»Die verletzte Person könnte Sie vor Gericht verklagen und versuchen, Sie für die Schäden bezahlen zu lassen - medizinische Kosten, entgangenes Einkommen, psychische Schäden und Rechtskosten.« Der Schritt der Gruppe wurde schneller, um mit Arthur mitzuhalten.

»Dieser Prozeß könnte mich ruinieren!« sagte Arthur, der die Unruhe nur vorgab und mit dem Augenwinkel Jonathans Reaktion beobachtete.

Paul bemerkte nicht, daß Arthur ihn für Jonathan auftreten ließ, und fuhr fort: »Deshalb hat der Hohe Rat eine geniale neue Idee umgesetzt, um Sie von Ihrer persönlichen Verantwortung für Verluste Dritter zu befreien.«

»Noch eine neue Idee?« wiederholte Jonathan unschuldig. »Wem gehört das Patent dafür?«

Paul hob die Augenbrauen, beachtete Jonathans Frage jedoch nicht und fuhr fort: »Wir reichen diese Formulare ein und schreiben die Buchstaben »mbpH« hinter Ihren Firmennamen.« Paul versuchte angestrengt, seine Aktentasche zu öffnen und einen Stapel Papiere herauszuziehen, ohne einen Schritt zurückzubleiben. »Arthur, bitte unterschreiben Sie hier unten auf der gestrichelten Linie.«

Jonathan war von diesen Fachbegriffen begeistert. »Was heißt »mbpH?« fragte er und strachelte beim Versuch, Schritt zu halten.

Jetzt antwortete Paul. »»mbpH« heißt »mit beschränkter persönlicher Haftung«. Wenn Arthur seine Gesellschaft anmeldet, kann er höchstens das Geld verlieren, was er dort investiert hat. Der Rest des Vermögens ist gegen Prozesse sicher. Das ist eine Art Versicherung, die der Rat für eine zusätzliche Steuer verkauft. Und weil der Rat die Risiken des finanziellen Verlustes beschränkt, werden mehr Leute in die Gesellschaft investieren und sie werden sich weniger darum kümmern, was wir tun.«

»Schlimmstenfalls«, bemerkte Arthur, »können wir die Gesellschaft schließen und davongehen. Dann beginnen wir eine neue unter einem neuen Namen. Ziemlich schlau, nicht?«

In diesem Moment blieben Arthurs Augen auf einer sehr attraktiven jungen Dame haften, die den Gang hinunterkam. Er drehte seinen Kopf, um sie vorbeigehen zu sehen, und übersah einen leichten Absatz im Fußboden. Arthur stolperte und stürzte der Länge nach hin, wobei er seine gepflegten Fingernägel in der Wand einklemmte.

»Au!« schrie er vor Schmerzen; seine Arme und Beine waren in jede Richtung ausgestreckt. Er versuchte, selbst vom Boden aufzustehen und klagte über einen scharfen Schmerz in seiner Hand und dem Rücken.

Seine Anwälte schwärmten aufgeregt um ihn herum und tauschten begeistert Bemerkungen aus. Einige halfen Arthur, die Sachen aufzusammeln, die aus seinen Taschen gefallen waren, während andere eifrig Notizen aufschrieben und Skizzen über Einzelheiten des Vorfalls zeichneten. Andere hielten die Frau an, um ihren Namen und ihre Adresse zu erfragen.

»Ich werde Sie verklagen!« schrie Arthur und hielt seine gequetschten und blutenden Finger fiebrig in ein Taschentuch. »Ich werde den ekelhaften Kerl zermatschen, der für dieses Hindernis im Fußboden verantwortlich ist! Und Sie, junge Dame, Sie sehe ich im Gericht, weil Sie meine Unaufmerksamkeit verursacht haben!«

Die junge Dame war von dieser Beschuldigung empört und gab zurück: »Mich verklagen? Ich habe niemals ...! Wissen Sie, wer ich bin?«

»Das ist mir egal«, brüllte Arthur, »je größer, desto besser. Ich werde Sie verklagen!«

Sie zitterte und versuchte verzweifelt, ihre Tränen zurückzuhalten. Dann entgegnete sie: »Das können Sie nicht tun! Mein Freund Carlo sagt, meine Schönheit nutzt jedem, sie ist ein öffentliches Gut. Er hat es so beschlossen, das hat er mir vergangene Nacht erzählt!«

Instinktiv holte sie einen Spiegel aus ihrer Tasche, um ihr Aussehen zu überprüfen. Es war ganz deutlich zu sehen, ihr Make-up begann zu verwischen. »Uhu, jetzt sehen Sie sich an, was sie mit einem öffentlichen Gut gemacht haben! Das wird Ihnen leid tun! Carlo sagt, jeder soll für öffentliche Güter bezahlen. Er stellt meine Kosmetika immer auf seine Ausgabenliste. Es wird Ihnen schon leid tun, wenn Ihre Steuern wegen dieser Sache steigen!«

Sie steckte den Spiegel in die Tasche zurück und rannte auf der Suche nach einer Toilette davon.

Jonathan empfand etwas Zuneigung zu der Frau und fragte: »Werden Sie sie tatsächlich verklagen? Wie kann sie schuldig sein?«

Arthur nahm kaum jemanden wahr, da er über den Fußboden kroch, um einen Beweis für irgendeine Nachlässigkeit zu finden. Seine unverletzten Finger ertasteten eine Delle im Steinfußboden. Er schrie: »Das ist die Ursache, Paul! Finden Sie den Verantwortlichen. Ich werde ihm seine Stelle und jeden Pfennig wegnehmen. Und wie heißt diese Frau?«

»Beruhigen Sie sich, Arthur«, sagte Paul. »Das ist Ponzis Mädchen. Vergessen Sie den Prozeß, wenn Sie sich um das Baumarbeitergesetz kümmern wollen. Außerdem ist das Gebäude Eigentum der Regierung und wir müßten den Hohen Rat nach einer Genehmigung fragen, um zu klagen.«

Arthur hatte plötzlich einen Gedankenblitz und rief aus: »Dann bringen wir es bei Lady Tweed auf die Tagesordnung. Den Herren wird es egal sein, wenn wir klagen. Das Geld kommt ja nicht aus ihren Taschen. Tatsächlich werden sie sogar auch noch etwas bekommen.« Er fragte sich, wie viele Wahlkampfbeiträge Lady Tweed von ihm wohl dafür nehmen würde.

Seine Qual stand auf Arthurs Gesicht geschrieben. »Ich bekomme die Gelegenheit, in die tiefste Tasche von allen zu greifen und muß die Beute mit Tweed teilen! Ich sag euch, sie bekommt ihren Teil von allem, was auf dieser Insel passiert.«

»Sie werden Lady Tweed bitten, für Ihre Verletzungen zu bezahlen?« fragte Jonathan.

»Nein, du Idiot«, entgegnete Arthur scharf. »Sie wird uns helfen, an die Steuerzahler zu kommen. Ich hoffe, du hast deine Steuern bezahlt, Kumpel. Das wird ein richtig großer Preis!«

## 27. Umgekehrt

Jonathan versorgte Arthur, so gut er konnte, und dann trennte er sich von der Gruppe. Ihm wurde klar, daß der Jahrmarkt der Regierungen ihn eher verwirrte als half. Er verließ den Palast sehr mutlos. Jetzt mußte er mehr als zuvor den Hafen und ein Schiff finden, daß ihn nach Hause bringen könnte.

An einer Ecke hinter dem Jahrmarkt der Regierungen bemerkte Jonathan eine stark geschminkte Frau in einem engen, knallroten Kleid. Immer wenn ein Mann an ihr vorbeiging, lächelte die Frau und

ging einige Schritte in seine Richtung, um ihn in ein Gespräch zu verwickeln. Sie sah nicht aus, als würde sie betteln. Nein, dachte Jonathan, sie versuchte, etwas zu verkaufen. Wenn sie mit ihren Bemühungen erfolglos war, drehte sich diese Verkäuferin schnell um und suchte einen anderen Kunden.

Jonathan fragte sich, ob ihr auffälliger Schmuck von Herrn Ponzi auch zu einem öffentlichen Gut erklärt worden war. Dann sah er eine andere Frau, die viel Farbe im Gesicht trug und Netzstrümpfe unter einem sehr kurzen, schimmernden Rock. Sie schien besonders freundlich, als sie verwegen zu Jonathan herüberstarrte. Er entschied sich, sie nach dem Hafen zu fragen. Aber bevor er seinen Mund zum Sprechen öffnen konnte, raste ein Polizeiwagen um die Ecke und blieb mit einem Ruck vor ihm stehen.

Mehrere schwarz gekleidete Polizeibeamte sprangen heraus, griffen beide Frauen und zerrten sie unter Schreien und Fußtritten in den Wagen. Die Männer schlugen die Türen zu und fuhren davon. Einer der Polizisten blieb zurück und machte einige Notizen in ein kleines schwarzes Buch, das er aus seiner Jackentasche gezogen hatte.

Jonathan wünschte sich, daß so viele Polizisten zur Stelle gewesen wären, als er überfallen wurde. Warum waren sie überall, nur nicht dort, wo er sie brauchte? Vielleicht konnte er den Diebstahl jetzt melden und etwas Unterstützung bekommen. »Entschuldigen Sie bitte. Ich möchte einen Raub melden.«

»Das ist nicht meine Abteilung«, erwiderte der Polizist, ohne von seinem Notizbuch aufzuschauen.

Jonathan war verwirrt. »Was ist denn Ihre Abteilung?«

»Unmoralische«, sagte der Mann.

»Entschuldigung?«

»Abteilung für Unmoralische, Kleiner. Unsere Abteilung beschäftigt sich mit unmoralischem Verhalten.«

»Ja, aber, sicherlich war der Raub, den ich melden wollte, unmoralisch.« Da er keine Antwort erhielt, fragte Jonathan: »Warum wurden diese Frauen denn festgenommen?«

»Hast du das nicht an ihren Kleidern bemerkt?« Endlich schaute der Mann von seinen Notizen auf und sah in Jonathans verblüfftes Gesicht. »Diese Frauen haben sich schuldig gemacht, Männern sexuelle Gefälligkeiten gegen Geld zu geben. Es wäre viel besser für sie gewesen, wenn sie diese Gefälligkeiten statt dessen getauscht hätten.«

»Getauscht? Was meinen Sie mit ›getauscht‹?« fragte Jonathan, der im Moment weniger mit seinen eigenen Sorgen beschäftigt war als mit seiner Neugier über diese Frauen.

»Ich meine«, sagte der Polizist und betonte dabei jedes Wort, »diese Frauen hätten ihre Begleiter unterhalten sollen, nachdem sie zum Essen, Trinken, Tanzen und ins Theater eingeladen wurden, statt Geld zu nehmen. Es ist besser für die örtliche Wirtschaft und völlig legal.«

Jonathan war noch mehr durcheinander als sonst: »Geld darf also für sexuelle Gefälligkeiten nicht genutzt werden?«

»Natürlich gibt es Ausnahmen. Zum Beispiel kann Geld benutzt werden, wenn der Vorgang gefilmt und allen Leuten in der Stadt gezeigt wird. Dann ist es eine öffentliche, keine private Angelegenheit und deshalb gestattet. Statt eingesperrt zu werden, können die Teilnehmer sogar berühmt werden und mit den Verträgen ein Vermögen verdienen.«

»Also ist es der Austausch von Geld für rein private sexuelle Aktivitäten, was strafbar ist?« fragte Jonathan.

»Auch bei privaten Geldgeschäften gibt es Ausnahmen, besonders wenn die Frauen bessere Kleider tragen als diese Straßendirnen«, sagte der Mann verächtlich. »Kurzfristige Sachen für eine Stunde oder eine Nacht sind illegal. Aber wenn ein Paar einen ständigen, lebenslangen Vertrag schließt, kann Geld benutzt werden. Eltern ermutigen ihre Kinder sogar manchmal, solche Verträge zu schließen. Leute, die aufsteigen wollen, sind oft für dieses Verhalten geehrt wurden. Das ist ein legitimes Mittel, um seinen sozialen Stand und seine Sicherheit zu verbessern.«

Der Polizist hörte auf, Notizen zu machen und griff in eine Tasche. Er zog einen Steinamstock und einige Nägel heraus. »Würdest du mir bitte hier helfen?«

»Klar«, sagte Jonathan. Er grübelte über die Auskünfte, die ihm der Mann über die Moral der Gesellschaft gegeben hatte.

Der Polizist drehte sich um und ging zu einem Laden nebenan. Er nahm einige lose Bretter, die auf dem Fußweg aufgeschichtet lagen und winkte Jonathan heran. »Hier, halt das mal fest. Ich will Bretter über die Fenster und Türen des Ladens nageln.«

»Warum nageln sie diesen Laden zu?«

»Der Laden ist geschlossen«, sagte er mit dumpfer Stimme, da er die Nägel in seinem Mund hielt, »weil der Besitzer schuldig erklärt wurde, obszöne Bilder zu verkaufen. Er verfault jetzt hinter Gittern.«

»Was ist ein obszönes Bild?« fragte Jonathan naiv.

»Na ja, ein obszönes Bild zeigt eine widerliche und ekelhafte Handlung.«

»Hat der Ladenbesitzer diese »ekelhafte« Handlung getan?«

»Nein, er hat nur die Bilder verkauft.«

Jonathan mußte darüber sorgfältig nachdenken. Der Polizist nagelte das letzte Brett über die Tür.

»Also macht man sich für die obszöne Handlung schuldig, wenn man Bilder davon verkauft?«

Jetzt hielt der Polizist inne und dachte über Jonathans Frage nach. »Ja. In gewissem Sinne, ja. Leute, die solche Bilder verkaufen, machen sich schuldig, die Handlung zu fördern. Die Kunden sind leicht zu beeinflussen, weißt du.«

Jonathan schlug mit der Hand gegen seine Stirn: »Jetzt hab ich's. Das war das Zeitungsbüro. Sie haben den Zeitungsfotografen verhaftet, weil er Bilder von Krieg und Morden gemacht hat! Aber sind ihre Zeitungen schuldig, Krieg und Mord zu befördern, nur weil sie Bilder von Leuten verkaufen, die töten und getötet werden?«

»Nein, nein. Au, dieser verdammte Steinamstock!« schrie der Beamte, schüttelte seinen Damen vor Schmerzen und stieß einige Flüche aus. Er hatte einen Nagel verfehlt und aus Versehen seinen Daumen getroffen. Dann nahm er seine Werkzeuge wieder auf und versuchte es erneut.

»Nur sexuelle Handlungen sind obszön. Obszöne sexuelle Handlungen werden von Perversen getrieben. Anständige Leute verurteilen solche Handlungen. Auf der anderen Seite«, sagte der Mann, »sind Krieg und Töten Dinge, über die anständige Leute und Perverse mit der richtigen Anleitung lesen können. Tatsächlich kann eine anschauliche Reportage von Krieg und Töten sogar journalistische Preise gewinnen.«

Als der letzte Nagel eingeschlagen war, ging Jonathan davon. Er merkte, daß dieser Mann zu sehr mit Unmoral beschäftigt war, als daß er ihm bei einem bloßen Raub helfen konnte.

## 28. Frohbeeren

»Psst. Willst du dich gut fühlen?« flüsterte eine runde, nachlässig gekleidete Frau, als Jonathan an ihr vorbeiging. Ihr Haar war ungepflegt und sie roch etwas verfault. Sie blickte nervös um sich und wiederholte dann mit einer angespannten Stimme: »Willst du dich gut fühlen?«

Nachdem er die Beschreibung des Polizisten für Unmoral gehört hatte, war sich Jonathan unsicher, was er der Frau antworten sollte. Es erschien aber ziemlich sicher, daß diese Frau nicht versuchte, sexuelle Gefälligkeiten zu verkaufen. Und da Jonathan ein aufrichtiger, vernünftiger Junge war, antwortete er ehrlich: »Will sich nicht jeder gut fühlen?«

»Komm mit mir«, sagte die Frau und griff fest nach seinem Arm. Sie führte ihn eine Gasse hinunter und durch eine schmutzige, dunkle Einfahrt. Das erinnerte Jonathan zu sehr an den Raub und er versuchte, zurückzubleiben - er hielt seinen Atem an, um ihren Gestank nicht zu riechen.

Bevor er protestieren konnte, hatte die Frau die Tür geschlossen und verriegelt. Sie wies Jonathan, sich auf einen Stuhl zu setzen. Aus ihrer Tasche holte sie eine Schachtel Zigaretten und zog eine heraus, die sie anzündete. Schnell nahm sie einen tiefen Zug und genoß schweigend den Rauch.

Jonathan rutschte unbehaglich auf seinem Stuhl hin und her und fragte: »Was wollen Sie?«

Sie stieß eine Rauchwolke in die Luft und sagte schroff: »Du willst Frohbeeren?«

»Was sind Frohbeeren?« fragte Jonathan.

Die Frau kniff mißtrauisch die Augen zusammen. »Du weißt nicht, was Frohbeeren sind?«

»Nein«, sagte Jonathan und erhob sich von seinem Stuhl, »und ich glaube auch nicht, daß ich daran interessiert bin. Vielen Dank.«

Die Frau befahl ihm, sich wieder hinzusetzen und er gehorchte zögernd. Sie nahm einen Zug ihrer Zigarette und betrachtete ihn genau. Dann sagte sie: »Sag mal, du bist wohl nicht von hier?«

»Nicht direkt«, sagte Jonathan langsam. Er fing an, sich Sorgen zu machen, ob sie ihn als neuen Neuankömmling melden würde.

Bevor er noch etwas sagen konnte, schrie die Frau: »Falscher Alarm! Komm raus, Doobie.«

Eine versteckte Tür öffnete sich plötzlich hinter einem hohen, schmalen Spiegel und ein uniformierter Polizeibeamter kam herausgesprungen.

»Guten Tag«, sagte der Polizist und legte eine Hand auf Jonathans Schulter. »Ich bin Doobie und das ist meine Partnerin Mary Jane. Entschuldige bitte die Unannehmlichkeit, aber wir sind Geheimagenten, die den Frohbeerenhandel ausrotten sollen.«

Er drehte sich zu Mary Jane um und fügte hinzu: »Ich bin fast verhungert. Geben wir dem jungen Freund eine kleine Erfrischung.«

Sie nahmen Kisten, Kartons und Gläser jeder Größe von den Regalen. Als alles geöffnet und über den Tisch verteilt war, langten sie beide zu. Jonathan atmete endlich erleichtert auf. Bei diesem Festmahl lief ihm das Wasser im Mund zusammen. Es gab alle Sorten von Gebäck - frisches Brot, Butter und Marmelade, Käsescheiben, Schokoladenplätzchen und andere schmackhafte Köstlichkeiten.

Doobie nahm sich ein großes Brötchen und schmierte mit seinen Fingern eine dicke Schicht Butter und Marmelade darauf. »Hau rein«, sagte er mit dem Mund voller Essen. Er wedelte mit der Hand über den Tisch. »Kein politisches Café für offizielle Angelegenheiten, nicht Mary Jane?« Sie kicherte und verschluckte sich beinahe an dem Plätzchen, das sie gerade in den Mund gesteckt hatte.

Jonathan nahm eine Scheibe Brot mit Marmelade und aß hungrig. Er machte eine Pause, um zu sprechen und fragte wieder: »Was sind Frohbeeren?«

Mary Jane füllte eine Tasse Kaffee und schüttete drei Löffel Zucker hinein. Als sie etwas dicke Sahne in die Tasse rührte, sagte sie: »Frohbeeren sind eine illegale Frucht in Regulos. Wenn du versucht hättest, von mir Frohbeeren zu kaufen, wärest du für zehn Jahre oder länger ins Gefängnis gegangen.« Mary Jane und Doobie sahen sich einen Moment an und brachen in Gelächter aus.

Jonathans lautes Schlucken war im ganzen Raum zu hören. Er war knapp davon verschont geblieben, ins Gefängnis zu kommen. »Aber was ist an den Frohbeeren so schlecht? Machen sie Leute krank? Oder gewalttätig?«

»Schlimmer«, sagte Doobie, als er mit dem Ärmel die Reste von Marmelade und Butter aus seinem Gesicht wischte. »Frohbeeren machen, daß sich die Leute gut fühlen. Sie sitzen nur ruhig da und träumen.«

»Ekelhaft«, fügte Mary Jane hinzu, als sie eine dicke Zigarre anzündete und sie Doobie gab. Sie nahm ein Brötchen und bestrich es mit einer dicken Schicht Streichkäse, dann murmelte sie: »Es ist eine Flucht vor der Wirklichkeit.«

»Ja«, sagte Doobie. Er rückte seinen Pistolengürtel bequemer und mummelte durch seinen vollen Mund. Jonathan hatte nie jemanden gesehen, der das Essen so schnell in seinen Mund stopfte. »Heutzutage übernehmen die jungen Leute einfach keine Verantwortung für ihr Leben. Wenn sie dann als eine Art Flucht Frohbeeren nehmen, bringen wir sie in die Wirklichkeit zurück. Wir verhaften sie und sperren sie hinter Gitter.«

»Ist das besser für sie?« fragte Jonathan und schaute sich vorsichtig nach einer Serviette um.

»Sicher«, antwortete Mary Jane. »Willst du einen Schluck Whiskey, Doobie?« Doobie grinste und schob ihr ein fettiges Glas hin. Sie füllte es bis zum Rand mit der braunen Flüssigkeit. Dann kam sie zu Jonathans ursprünglicher Frage zurück und erwiderte: »Weißt du, Frohbeeren machen süchtig.«

»Was meinen Sie damit?«

»Das heißt, du willst immer mehr davon haben. Es kommt dir vor, als müßtest du sie haben, um weiter leben zu können.«

Jonathan dachte einen Moment darüber nach. »Sie meinen, so wie Nahrung?« sagte er kaum hörbar, da Doobie gerade einen riesigen Rülps von sich gab. Doobie kicherte zufrieden, als er sich den zweiten Whiskey ingoß, dann nahm er einen tiefen Zug aus seiner Zigarre. »Nein, nein. Frohbeeren haben keinen Nährwert und könnten sogar ungesund sein. Gibst du mir bitte den Aschenbecher, Mary Jane?«

»Und wenn Frohbeeren ungesund sind«, sagte Mary Jane, als sie ein Stück Schokolade mit ihrem Kaffee hinunterspülte, »müssen wir später alle für die medizinische Behandlung dieser bedauerlichen Wracks bezahlen. Weißt du, der Hohe Rat verlangt aus Mitleid von uns allen, für die Behandlung

aller zu bezahlen, ganz egal, wie dumm ihr Verhalten und ihre Sitten gewesen sind. Deshalb wären unkontrollierte Frohbeereneresser eine Last für uns alle.«

Jonathan platzte heraus: »Wenn Leute sich selbst schaden, wieso müssen Sie denn für deren Torheiten zahlen?«

»Das ist die einzige humane Sache, die man tun kann«, sagte Doobie schon etwas beschwipst. »Wir besteuern die Leute immer, um Probleme zu lösen. Die Herren müssen für viele Lösungen bezahlen, weißt du, wie für unsere Löhne und die großen Gefängnisse.

Und vergiß nicht, daß der Hohe Rat im vergangenen Jahr den Tabak-, Zucker- und Milchbauern helfen mußte, durch ein schlechtes Jahr zu kommen. Man muß den Leuten doch zu essen geben, nicht? Steuern braucht man auch, um für die Leute zu sorgen, die krank werden. Das ist die einzige vernünftige, zivilisierte Sache, die man tun kann. Gib doch bitte mal den Whiskey, Mary Jane.«

Mary Jane gab ihm die Flasche und nickte zustimmend. Dann zündete sie eine neue Zigarette aus der Schachtel an, indem sie sie an den Rest der vorherigen hielt. Doobie redete weiter: »Weil wir alle jedem helfen müssen, müssen wir alle kontrollieren, was jeder tut.«

»Wir?« fragte Jonathan.

»Hick«, mußte Doobie aufstoßen. »Entschuldigung.« Er nahm eine Tablettendose aus seiner Hemdtasche. »Wenn ich ›wir‹ sage, meine ich nicht dich und mich persönlich. Ich meine, daß die politisch Verantwortlichen für uns entscheiden, was gutes Verhalten ist und wer für schlechtes Verhalten bezahlen muß. In der Tat ist es gutes Verhalten, für schlechtes Verhalten zu bezahlen. Das ist doch sinnvoll, nicht, Mary Jane? Jedenfalls machen die Herren keine Fehler bei ihren Entscheidungen, wie es alle anderen tun würden.«

Doobie machte eine Pause, um ein paar kleine rote Pillen zu schlucken. Seine Worte wurden langsam undeutlich. »Das ist wirklich merkwürdig. Ich glaube, ich sage immer ›wir‹, wenn ich über sie rede. Mary Jane, möchtest du ein paar von diesen, um deine Nerven zu beruhigen?«

»Nein, danke«, sagte sie höflich. Sie schob eine elegante Metallschachtel zu ihm hinüber hinüber und fügte hinzu: »Meine schönen rosafarbenen Beruhigungsmittel wirken viel schneller. Ich kann den Tag kaum anfangen ohne meinen Kaffee und eine davon. Hier, probier's mal, wenn du willst.«

Jonathan dachte an die Politiker, die er bisher getroffen hatte. »Sind die Politiker klug genug, die Leute zu einem korrekten Verhalten zu führen?«

»Das sind sie!« brüllte Doobie und schwankte etwas auf seinem Stuhl. Er nahm ein neues Glas Whiskey, um die rosafarbenen Pillen herunterzuspülen und starrte Jonathan an. »Und wenn sich die Leute nicht korrekt verhalten, werden wir diese Mistkerle schon Verantwortung lehren, wenn sie ins Gefängnis kommen!«

Doobie bat die anderen, mit ihm eine Runde zu trinken.

»Nein, vielen Dank«, sagte Jonathan. »Was meinen sie mit Verantwortung?«

Mary Jane goß etwas Whiskey in ihren Kaffee und fügte noch mehr Zucker und Sahne dazu. »Ich weiß nicht, wie - Doobie, erkläre es unserem Gast.«

»Hmmm, laß mich mal nachdenken.« Doobie kippte seinen Stuhl nach hinten und paffte an seiner Zigarre. Er hätte ehrwürdig aussehen können, wenn er nicht beinahe umgekippt wäre. Als er das Gleichgewicht wiedergefunden hatte, sagte er: »Verantwortung müßte sein - die Folgen seines eigenen Handelns anzuerkennen. Ja, das ist es. Es ist die einzige Möglichkeit zu wachsen, weißt du, zu lernen.«

Der Rauch um Doobie wurde dicker, als er schneller paffte, weil er so angestrengt über Verantwortung nachdachte.

»Nein, nein«, unterbrach Mary Jane ihn. »Das ist zu egoistisch. Verantwortung ist, auf andere aufzupassen. Weißt du - wenn wir sie vor Schaden bewahren, wenn wir sie vor sich selbst schützen.«

Jonathan fragte: »Was ist davon egoistisch? Auf sich selbst aufzupassen oder sich anderen aufzuzwingen?«

»Es gibt nur eine Möglichkeit, das herauszufinden«, erklärte Doobie. Er sprang aus seinem Stuhl und stieß ihn auf den Fußboden. »Nehmen wir ihn mit zum Großen Forscher. Wenn irgend jemand Verantwortung erklären kann, ist er es!«

## 29. Der große Forscher

Die Schatten waren länger geworden. Es war später Nachmittag, als Jonathan und seine zwei Begleiter, Mary Jane und Doobie, auf die Straße zurückkehrten. Sie liefen, bis sie einen Park mit einer großen Wiese erreichten. Einzelne Leute versammelten sich um einen kleinen Hügel in der Mitte.

»Gut«, sagte Mary Lane. »Wir sind früh da. Bald wird die ganze Fläche voller Leute sein, die die Wahrheiten des Großen Forschers hören wollen. Er wird alle deine Fragen beantworten.«

Sie setzten sich auf einen Grashügel. Doobie wurde vom vielen Essen und vom Whiskey überwältigt und schlief sofort auf dem weichen Gras ein. Mary Jane wurde ruhig. Um sie herum ließen sich Leute unter den Bäumen nieder und saßen voller Erwartung.

Bald darauf schritt eine hohe hagere Gestalt, die völlig in Schwarz gekleidet war, in die Mitte der Menschenansammlung. Seine Augen wanderten langsam über die Gesichter, die ihn anstarrten. Das Gemurmel der Menge hörte auf und Jonathan konnte einige Grillen in der Wiese zirpen hören.

»Frieden ist Krieg! Weisheit ist Unwissenheit! Freiheit ist Sklaverei!« Die rauhe Stimme des Mannes schien von ganz tief unten zu kommen und durchdrang Jonathans ganzen Körper. Jonathan sah die ehrfurchtsvolle Menge an. Niemand schien auch nur etwas verwirrt von den Worten des Großen Forschers.

Jonathan war sich kaum bewußt, daß er sprach, und rief aus: »Warum sagen Sie ›Freiheit ist Sklaverei?‹«

Von Jonathans Unverfrorenheit erschrocken, schimpfte Mary Jane in Flüsterton: »Ich sagte, du bekommst alle deine Fragen beantwortet - ich habe nicht gesagt, daß du ihm Fragen stellen kannst.«

Der große Forscher heftete einen durchdringenden Blick auf seinen jungen Prüfer. Welche Person wagte sich, seinen Vortrag zu unterbrechen? Niemand bewegte sich. Niemand sonst in der Menge hatte jemals die Frechheit besessen, ihm eine Frage zu stellen. Das einzige Geräusch war ein leichtes Rauschen des Windes in den Blättern.

Dann knurrte der Große Forscher halb zu Jonathan, halb zur Menge: »Freiheit ist die größte aller Lasten, die die Menschheit tragen kann.« Mit dröhnender Stimme erhob der Mann seine Arme und kreuzte seine Handgelenke hoch über seinem Kopf: »Freiheit ist die schwerste aller Ketten!«

Jonathan beharrte: »Warum ist Freiheit eine Last? Was ist daran schlecht?« Er konnte sich nicht beherrschen. Er wollte wissen, wovon dieser Kerl sprach.

Der Mann lief dem Jungen mit zwei Schritten entgegen und setzte fort: »Freiheit ist ein gewaltiges Gewicht auf den Schultern der Männer und Frauen, weil sie verlangt, nein, sie zwingt uns, Verstand und Willen zu gebrauchen.« Mit einem Aufschrei voller Angst und Erschrecken warnte der Große Forscher: »Freier Wille würde euch alle für eure Taten verantwortlich machen!« Die Menge schauderte bei diesen Worten zurück und manche legten aus Angst sogar die Hände auf ihre Ohren.

»Was meinen Sie mit ›verantwortlich?‹« fragte Jonathan mit zitternder Stimme. Schließlich war das die Erklärung, wegen der Doobie und Mary Jane ihn hierher gebracht hatten.

Von so viel Unverschämtheit verunsichert, entschied sich der Große Forscher plötzlich, einen anderen Ansatz zu versuchen. Es sah aus, als würde er zurückweichen, sein Gesicht nahm einen weichen, freundlichen Ausdruck an.

Er beugte sich und pflückte eine Pflanze neben seinem Fuß. »Einige von euch, geliebte Brüder und Schwestern, werden die Gefahren nicht verstehen, von denen ich spreche. Schließt eure Augen und stellt euch dieses winzige Pflänzchen in meiner Hand vor.« Seine Stimme war feierlich und streichelte die Menge.

Alle außer Jonathan preßten ihre Augen fest zusammen und konzentrierten sich. In hypnotisierendem Ton beschrieb der Große Forscher der Versammlung ein Bild: »Dieses kleine Pflänzchen ist nur ein zerbrechliches Stückchen von einem Strauch, mit seinen Wurzeln im Boden und auf der Erde festgemacht. Es ist nicht verantwortlich für seine Taten. Alle seine Taten sind vorherbestimmt. Ah, diese Seligkeit eines Strauches!

Nun, meine Geliebten, stellt euch ein Tier vor. Eine süße, beschäftigte Maus, die hin und her huscht, um ihr Futter zwischen diesen festen Pflanzen zu finden. Dieses Pelztier ist nicht verantwortlich für seine Taten. Alles, was eine Maus tut, ist von der Natur vorherbestimmt. Ja, die Natur. Ein glückliches Tier! Weder Pflanze noch Tier leiden unter der Last des Willens, weil sie beide keine Entscheidungen treffen müssen und keine Werte haben. Sie können niemals *schlecht* sein!«

Einige in der Menge murmelten hingerissen: »Ja, Großer Forscher, ja, ja, so ist es.«

Der charismatische Führer richtete sich auf, wurde plötzlich größer und fuhr fort: »Öffnet eure Augen und schaut euch um! Ein menschliches Wesen, eines, das Entscheidungen und Werten unterliegt, *kann schlecht sein*, das sage ich euch! Schlechte Entscheidungen und Werte können euch und andere verletzen. Selbst das Wissen um den möglichen Schaden wird euch leiden lassen. Und dieses Leiden ist - Verantwortung.«

Die Leute zitterten und kauerten sich enger zusammen. Ein Junge neben Jonathan schrie plötzlich: »Oh bitte, Meister. Wie können wir diesem Schicksal entgehen? Sag uns, wie wir diese schreckliche Last loswerden können.«

»Es wird sehr anstrengend sein, aber gemeinsam können wir diese entsetzliche Bedrohung besiegen.« Er sprach mit einer so leisen Stimme, daß Jonathan sich vorbeugen mußte, um seine Worte zu verstehen: »Vertraut mir. Ich werde die Entscheidungen für euch treffen. Ihr werdet dann von aller Schuld und allen Leiden befreit sein, die die Freiheit bringt. Ich werde alle Leiden auf mich nehmen.«

Dann warf der Forscher seine Arme hoch und rief aus: »Jetzt gehet fort, jeder von euch. Durchstreift die Straßen und Gassen, klopft an jede Tür. Sammelt die Stimmen, wie ich es euch gesagt habe. Der Sieg ist auf meiner Seite, *eurem* Entscheidungsträger im Hohen Rat!«

Und die Menge schrie ihre Zustimmung, alle standen auf und rannten in alle Richtungen davon. Sie stießen und schoben sich, da jeder der erste in den Straßen sein wollte.

Nur Jonathan und der Große Forscher blieben zurück - und Doobie, der jetzt sanft schnarchte. Jonathan saß ungläubig da. Er beobachtete den wilden Ansturm der Gruppe, dann schaute er in das Gesicht des Mannes in den schwarzen Kleidern. Der Forscher sah an Jonathan vorbei, er erblickte eine ferne Vision. Schließlich brach Jonathan das unheimliche Schweigen mit einer letzten Frage: »Welche Tugend liegt darin, alle Entscheidungen auf Sie zu übertragen?«

»Keine«, erwiderte der Forscher mit einem verächtlichen Grinsen. »Tugend kann nur dort bestehen, wo man die Freiheit der Wahl hat. Und mein Gefolge, meine Schafherde, bevorzugt Klarheit gegenüber Tugend. Und du, kleiner Mann mit zu vielen Fragen, was bevorzugst du? Hilf mir, die Wahl zu gewinnen, und ich werde alles regeln, was du wünschst. Laß mich die Entscheidungen auch für dich treffen. Dann sind auch deine Fragen egal.«

Sprachlos drehte sich Jonathan auf den Fersen um und floh aus dem Park. Er hörte noch das Lachen des Großen Forschers hinter sich.

### 30. Das Gesetz der Verlierer

Jonathan rannte ziellos, bis er eine Glocke laut in regelmäßigen Abständen klingen hörte. Der Klang schallte durch die Straßen und Jonathan versuchte, seinen Ursprung auszumachen. Er ging in eine Seitenstraße und betrat ein verlassenes Grundstück, wo sich eine andere Menge versammelt hatte, die schrie und brüllte.

Er dachte sich, daß wohl ein Unfall geschehen war und folgte ihnen, als sie sich zu einer mittleren Plattform drängten und schoben. Zu seiner Überraschung trug jeder in der Menge einen weiten Gürtel oder ein Band auf dem Rücken. Jonathan war etwas verlegen, da er der einzige ohne eine solche Ausrüstung war.

Jonathan blickte sich um und hoffte verzweifelt herauszufinden, was hier vor sich ging.

Auf einer Plattform, einen Meter über dem Boden, schrie jemand aus vollem Halse: »In dieser Ecke - Gewicht 256 Pfund - fünf Monate der ungeschlagene Champion des Internationalen Arbeiterwettstreits - der Schreckliche Tiger selbst - Karl - »der Meister« - Marlow!« Die Menge war nicht zu bremsen und schrie, pfiß und applaudierte.

Auf einer Seite der Plattform saß ein Mann mit einer Narbe im Gesicht an einem Tisch und blätterte geschickt durch einen Haufen Papiere und Geldscheine.

»Entschuldigen Sie, mein Herr ...«, begann Jonathan.

»Mach deinen Einsatz, Junge. Du hast nur noch ein paar Sekunden, bis die nächste Runde beginnt«, warb der Mann.

In diesem Moment wurde Jonathan von einer eifrigen alten Frau beiseite geschoben, die einen Berg Geldscheine auf den Tisch warf. »Fünfzig auf den Champion, schnell!« forderte sie.

»Okay, Lady«, sagte der Mann. Er stempelte eine Karte und riß sie von dem Stapel ab. »Hier ist Ihr Wettschein.«

Dann lief der Ansager auf die Plattform und rief: »Und in der anderen Ecke - der Herausforderer - 270 Pfund reine Muskeln - der knochenbrechende Schauerermann ...«

Jonathan drehte sich zu dem Mann am Tisch herum und fragte: »Gibt es Ärger? Wird es einen Kampf geben?«

»Einen Kampf sicher, aber kaum Ärger«, sagte der Mann und grinste. »So gut ging es uns noch nie. Hier ist ein Kampf ein wahrer Segen.« Die Glocke schlug und der Mann schrie in die Menge: »Die Wetten sind geschlossen!«

Der Kampf begann; beide Männer teilten Hiebe aus und versuchten jeweils, dem anderen auszuweichen.

Ohne von seinen Wetten und dem Geldstapel aufzusehen, konnte der Mann erkennen, daß Jonathan von der Gewalt beunruhigt war. »Paß auf, Junge, du brauchst nicht nervös zu werden. Der Sieger und der Verlierer werden beide ein Bündel Scheine mit nach Hause nehmen. Sie wissen, worauf sie sich eingelassen haben - und beide bekommen ihren Preis.«

Einer der Männer fiel plötzlich zu Boden, von einem kräftigen Schlag auf den Rücken getroffen. Die Menge brüllte begeistert, während der Buchmacher das Geld in eine Metallkiste zählte.

»Beide werden einen Preis gewinnen?« fragte Jonathan.

»Sicher«, sagte der Mann. »Das ist der beliebteste Kampf auf der Insel, weil der Verlierer manchmal mehr bekommt als der Sieger.«

Jonathan blickte sehr erstaunt: »Kann denn irgend jemand, sogar ich, beim Verlieren reich werden?«

»Nicht jeder kann das Spiel spielen«, erwiderte der Mann. Er sah Jonathan sorgfältig an und fragte:

»Bist du ein ordentlich beschäftigter Arbeiter in dieser Gemeinde? Du mußt einen guten Job haben, von dem du dich krank melden kannst, bevor du gegen den Champion antreten kannst.«

»Nein, im Moment nicht«, sagte Jonathan und war ziemlich überrascht: »Hey, ich verstehe das nicht. Warum sollte denn ein Arbeiter seinen Job riskieren, nur um gegen den Champion anzutreten?«

Die Glocke zeigte das Ende der Runde an. Die Menge beruhigte sich und sie konnten sich jetzt unterhalten, ohne schreien zu müssen.

»Das ist gerade die Idee. Hast du nie vom Gesetz der Verlierer gehört?« fragte der Mann. »Wo bist du denn gewesen? Nicht jeder springt in den Ring, aber manche lieben die Aufregung. Manche denken sogar, sie könnten der neue Champion werden. Und das Gesetz der Verlierer beseitigt fast jedes Risiko. Der Verlierer muß sich nicht um seinen Scheck oder die Arztrechnungen sorgen.«

»Warum nicht?« fragte Jonathan.

»Weil das Gesetz der Verlierer festlegt, daß der Arbeitgeber des Mannes alles bezahlen muß. Wenn er es richtig anstellt, kann der Verlierer mehr Geld bekommen, als wenn er arbeiten würde. Niemals hat es so begeisterte Kämpfe gegeben, bis das Gesetz der Verlierer herauskam.«

Jonathan verrenkte sich den Hals über die Menge und sah einen der Kämpfer, der in der Ecke zusammengesunken war und von seinem Assistenten das Gesicht abgewischt bekam. »Aber sollte der Unternehmer die Leute nicht nur für Verletzungen entschädigen, die während der Arbeit passieren? Was hat denn der Arbeitgeber mit dem Kampf zu tun?«

»Gar nichts«, sagte der Mann. »Hör zu, Junge, der Arbeiter sagt, er hat sich verletzt, richtig? Und er sagt, er kann nicht zur Arbeit gehen, richtig?«

»In Ordnung«, sagte Jonathan und versuchte, alles zu verstehen.

»Und wenn er sagt, er braucht seinen Lohn zum Leben und er kann nichts für seine Verletzungen, muß der Unternehmer ihn auch bezahlen, wenn er krank ist. Es sei denn, er kann beweisen, daß der Arbeiter lügt. Das ist im Prinzip unmöglich.«

»Sie sagen, der verletzte Arbeiter könnte lügen, um das Geld zu bekommen?« fragte Jonathan.

»Ja, davon hat man gehört«, sagte der Mann mit einem Grinsen. »Versteh mich nicht falsch, die meisten Arbeiter hier in der Stadt lügen nicht. Aber das Gesetz der Verlierer belohnt die, die es tun. Und weil die Versicherungskosten und Steuern steigen, müssen viele Unternehmen schließen und die Arbeiter, die das Spiel nicht spielen, verlieren sowieso. Deshalb kommen jeden Tag mehr Spieler. Jeder hier ist ab und an mal ein Spieler gewesen. Die, die eine Verletzung nicht nur vortäuschen wollen, gehen einfach in den Ring und drehen ein paar Runden mit dem Zerquetscher.«

»Aber warum können die Arbeitgeber die Lügen nicht widerlegen?« fragte Jonathan.

»Mein Rücken tut weh, Junge. Kannst du das Gegenteil beweisen?« Der Mann zeigte auf die Menge und fügte hinzu: »Wir haben alle Rückenschmerzen und wir werden es uns allen gegenseitig bezeugen. Das letzte Mal, daß sie eine Lüge aufgedeckt haben, war vor vierzig Jahren.«

Jetzt verstand Jonathan, warum alle diese besonderen Gürtel und Bänder trugen. »Macht denn der Rat nichts gegen diese Lügen?«

Der Mann lachte: »Bess Tweed ist die beste Lehrerin, die wir je hatten. Sie unterstützt uns in allem - und wir danken ihr am Wahltag. Das ist eine gemütliche Beziehung.«

»Polizei!« schrie jemand aus der Menge. Der Mann schloß schnell seine Geldschachtel, klappte den Tisch zusammen und tat so, als ob er gleichgültig in der Menge stand. Er begann, vor sich hin zu pfeifen.

Jonathan durchsuchte die Menge nach den Polizisten. »Was ist los? Ist der Kampf illegal?« fragte er. »Um Himmels willen, nein«, erwiderte der Mann gelassen. »Die Polizisten mögen ein gutes Spiel genauso wie der Typ hier neben uns. Es ist das Glücksspiel, was ungesetzlich ist. Der Hohe Rat sagt, Glücksspiele sind unmoralisch. Die Wähler mögen einen Rat, der gegen Unmoral eintritt. Und Tweed, na ja, die denkt, es ist besser, wenn wir unsere Wetten für die Wahl sparen.«  
Dann klang die Glocke wieder und die Menge bejubelte den Kampf.

### 31. Das Durcheinander mit den Häusern

Die Straßen wurden ruhiger, als Jonathan von dem Grundstück weglief. Reihenhäuser säumten die Straßen. Die Sonne ging unter und die meisten Bewohner der Stadt zogen sich in ihre Wohnungen zurück. Jonathan wickelte seine abgenutzte Weste enger um seinen Hals, als er eine weitere Häuserreihe entlangwanderte. Plötzlich bemerkte er eine Gruppe schlecht gekleideter Leute, die vor drei hohen Häusern mit den Buchstaben A, B und C zusammenstanden.

Das Gebäude A war leer und in einem erschreckenden Zustand - das Mauerwerk zerbröckelt, die Fenster zerbrochen und die verbleibenden Scheiben voller Schmutz.

Daneben saßen viele Leute auf den Stufen des Gebäudes B. Jonathan hörte laute Stimmen aus dem Inneren und es klang nach lebhaften Aktivitäten in allen drei Stockwerken. Wäsche hing unordentlich von Leinen, die an jedem Fenster und Balkon festgemacht waren. Offensichtlich war das Haus bis zum Bersten mit Mietern gefüllt.

Daneben stand Gebäude C. Es war makellos, einwandfrei gepflegt und - unbewohnt, wie das Gebäude A. Seine geputzten Fenster blinkten in den Strahlen der untergehenden Sonne, die Fassade war glatt und sauber.

Plötzlich fühlte Jonathan eine Hand auf seiner Schulter. »Sag«, fragte eine freundliche junge Frau, »kennst du eine Wohnung, die man mieten kann?«

»Es tut mir leid«, sagte Jonathan. »Ich bin nicht von hier. Warum fragst du denn nicht in diesen beiden leeren Gebäuden?«

»Das nützt nichts«, sagte die Frau sanft. Sie hatte lange, hellbraune Haare und eine sehr angenehme Stimme. Ihre Sachen paßten ihr nicht, aber Jonathan fand sie sehr hübsch. Sie sah selbstsicher und klug aus, obwohl sie etwas hilflos wirkte. Er wünschte sich, er könnte ihr helfen.

»Wieso denn?« sagte Jonathan. »Sie sehen leer aus.«

»Das sind sie auch. Meine Familie hat hier im Haus A gewohnt, bis Lady Tweed den Hohen Rat davon überzeugte, die Mietkontrollen einzuführen.«

»Was sind Mietkontrollen?« fragte Jonathan.

»Die Mieten dürfen nicht mehr steigen.«

»Warum nicht«, forschte Jonathan weiter.

»Oh, das ist eine lange, dumme Geschichte«, sagte sie. »Als damals die Traummaschine durch unsere Gegend kam, beschwerten sich mein Vater und andere über die Vermieter, die die Mieten erhöhen. Klar, die Kosten stiegen und die Leute kamen von anderen Teilen der Insel hierher, aber mein Vater sagte, er wollte nicht, daß wir höhere Mieten bezahlen müssen.

Also forderten er und die anderen Mieter - oder früheren Mieter, sollte ich sagen -, daß der Hohe Rat den Vermietern verbietet, die Mieten anzuheben. Und der Rat hat genau das getan. Dann stellte der Rat einen Haufen Inspektoren und Prüfer ein, um sicherzustellen, daß die Vermieter die neuen Regeln einhielten.«

»Mietkontrollen müssen den Mietern doch gefallen haben«, sagte Jonathan.

»Ja, anfangs schon. Mein Vater dachte jetzt, er weiß, wieviel das Dach über unseren Köpfen kosten wird. Aber die Dinge kamen ins Rutschen, als die Vermieter keine neuen Wohnungen mehr bauten und auch nur noch nachlässig reparierten.«

»Was ist passiert?«

»Sie sagten, daß die Kosten für alles weiter stiegen - die Reparaturarbeiten, die Sicherheitsleute, die Verwalter, Nebenkosten, Steuern und so weiter -, aber die Vermieter konnten die Mieten nicht erhöhen, um alles zu bezahlen. Also kürzten sie, wo sie konnten. Und warum sollten sie mehr Wohnungen bauen, nur um Geld zu verlieren?«

»Die Steuern stiegen auch?« fragte Jonathan.

»Natürlich - um für die Inspektoren, Prüfer und den Palast der Herren zu bezahlen. Der Haushalt und die Zahl der Angestellten mußten steigen«, sagte die junge Frau. »Der Rat hat Mietkontrollen erlassen, aber sie haben nie über Steuerkontrollen nachgedacht! Na ja, bald wurden alle Vermieter gehaßt.«

»Vorher wurden sie nicht gehaßt?«

»Mein Vater erzählte, daß es ihm nicht gefiel, den Vermietern die Miete zu bezahlen, aber so lange viele Wohnungen zur Verfügung standen, mußten die Vermieter zu den Leuten nett sein, damit sie einzogen und blieben. Sie waren meistens freundlich und arbeiteten schwer, um die Häuser wohnlich zu erhalten. Man hörte schnell von ekelhaften Vermietern und die Leute gingen ihnen aus dem Weg. Ich denke, man könnte sagen, daß nette Vermieter mit Mietverträgen belohnt und die ekligen mit leeren Häusern bestraft wurden.

Nachdem die Mietkontrollen eingeführt waren, wurden alle ziemlich eklig«, sagte sie verzweifelt. Sie setzte sich auf die Bordsteinkante und Jonathan setzte sich daneben.

»Die Kosten stiegen weiter, aber nicht die Mieten. Um ihre Verluste zu verringern, schränkten alle Vermieter die Reparaturen ein. Dann wurden die Mieter verrückt und beschwerten sich bei den Inspektoren. Die Inspektoren verhängten Strafen gegen die Vermieter - zumindest gegen die, die sie nicht bestachen.

Nachdem sie hohe Verluste erlitten hatten, entschieden sich die ehrlichen Vermieter, das Haus A hier aufzugeben. Die Liste der freien Wohnungen wurde kürzer und die Reihe der Leute, die Wohnungen suchten, wurde länger. Es gab weniger Wohnungen als je zuvor! Die ekligen Vermieter in Haus B mußten sich nicht mehr darum sorgen, daß Wohnungen leerstehen könnten. Jetzt gab es eine scheinbar endlose Liste von verzweifelten Leuten, die ein Zuhause suchten. Die ekligen Vermieter bekamen viel Geld und Gefälligkeiten unter der Hand, damit kamen sie recht gut klar.«

Jonathan konnte nicht glauben, daß die Vermieter einfach von ihrem Eigentum wegzogen! »Manche Vermieter machten einfach zu und gingen weg?«

»Ja«, sagte sie. »Niemand kann mehr bezahlen als er einnimmt, außer dem Hohen Rat. Der Rat überlegt, ob er diese verlassen Häuser übernimmt und mit hohen Subventionen aus Steuergeldern führt.«

»Und was ist mit Haus B da, mit den vielen Leuten?« fragte Jonathan, da er ihr gern helfen wollte.

»Kannst du denn nicht dorthin ziehen?«

»Es ist brechend voll und niemand traut sich auszuziehen. Die Warteliste ist schrecklich lang. Als Frau Whitmore gestorben ist, hättest du die Streiterei sehen sollen - alle kratzten und schrien einander an, um auf der Warteliste weiter nach vorn zu kommen. Schließlich bekam der Sohn von Bess Tweed die Wohnung - obwohl sich niemand erinnern kann, ihn jemals da in der Reihe gesehen zu haben. Meine Familie versuchte einmal, eine Wohnung zu teilen, aber die Inspektoren sagten, daß die Teilung gegen die Gebäudevorschrift verstieß.«

»Was ist eine Gebäudevorschrift?« fragte Jonathan.

Die junge Frau seufzte und war offensichtlich sehr müde, aber sie versuchte, Jonathan zu antworten: »Na ja, eine Gebäudevorschrift bestimmt das Aussehen und die Nutzung eines Gebäudes. Das wird davon bestimmt, was die Herren für die Bewohner als angemessen ansehen. Weißt du, so Sachen wie die richtige Anzahl von Familien, die richtige Anzahl von Waschbecken und Toiletten und die richtige Raumgröße.«

Mit einem Anflug von Sarkasmus fügte sie hinzu: »Und so sind wir auf der Straße gelandet und halten die Vorschrift überhaupt nicht ein. Wir haben kein Waschbecken, keine Toilette, kein Privatleben und zu viel Platz.«

Jonathan war sehr niedergeschlagen, als er über ihre Lage nachdachte. Dann erinnerte er sich an das dritte Gebäude - brandneu und leer. Es war ganz offensichtlich die Lösung für ihre Probleme. »Warum ziehst du denn nicht in Haus C dort, neben dem überfüllten?«  
 Sie lachte bitter: »Das würde die Gebietsvorschriften verletzen.«  
 »Gebietsvorschriften?« wiederholte er. Er lehnte sich auf den Fußweg zurück und schüttelte ungläubig den Kopf.  
 »Das hat mit der Lage zu tun. Gebietsvorschriften funktionieren so«, sagte sie und zeichnete mit einem Stock eine Karte in den Staub. »Der Rat zieht Linien durch seinen Stadtplan. Die Leute dürfen nachts auf der einen Seite der Linie schlafen, aber sie müssen am Tag auf der anderen Seite arbeiten. Haus B ist auf der Schlafseite der Linie und Haus C auf der Arbeitsseite, verstehst du? Haus C ist hübsch und in diesem Fall nah an Haus B, weil Lady Tweed eine besondere Ausnahme einrichten konnte. Aber normalerweise sind die Arbeitsgebäude auf der anderen Seite der Stadt, damit alle morgens und abends eine weite Strecke zurücklegen müssen. Sie sagen, daß die große Entfernung ein guter Anreiz ist, sich sportlich zu betätigen oder einen Wagen zu kaufen.«  
 Jonathan starrte bestürzt auf das überfüllte Wohnhaus vor ihnen, das zwischen die beiden leeren Gebäude gequetscht war. So ein Mist, dachte er. »Was wirst du tun?« fragte er teilnahmsvoll.  
 »Wir denken immer nur an den nächsten Tag. Mein Vater möchte, daß ich morgen mit ihm zu einem großen Fest gehe, das Lady Tweed für die Obdachlosen veranstaltet. Sie hat viele Spiele und kostenloses Essen versprochen.«  
 »Wie großzügig sie ist«, bemerkte Jonathan mißtrauisch. »Vielleicht wird sie euch in ihrem Haus wohnen lassen, bis ihr etwas eigenes findet.«  
 »Vati hatte sogar mal die Nerven, sie danach zu fragen, vor allem weil Lady Tweed für die Mietkontrollen verantwortlich ist. Lady Tweed antwortete meinem Vater, ›Aber das wäre doch Wohltätigkeit! Wohltätigkeit ist erniedrigend!‹ Sie erklärte ihm, daß es viel angesehener wäre, von den Steuerzahlern zu verlangen, uns eine Wohnung zu geben. Sie sagte, er solle Geduld haben und sie würde alles für den Rat vorbereiten, um das Eigentum und die Bezahlung zu übernehmen.«  
 Die junge Frau lächelte Jonathan an und sagte: »Übrigens, ich bin Annie. Willst du morgen mit zu Tweeds kostenlosem Essen kommen?«

### 32. Die Demokratiebande

Plötzlich begann jemand am Ende des Häuserblocks zu schreien: »Die Demokratiebande! Die Demokratiebande! Bringt euch in Sicherheit!«  
 »Lauft, lauft«, schrie ein Junge, der an Jonathan vorbeirannte.  
 Annie sprang voller Schrecken auf. »Wir müssen hier schnell verschwinden«, sagte sie in großer Sorge.  
 Die Leute, die um das Wohnhaus herumsaßen, zerstreuten sich in alle Richtungen. Drei ganze Familien rannten mit ihren Kindern die Stufen herab, manche warfen ihre Habseligkeiten den Freunden zu, die unten auf sie warteten. Sie sammelten ihre Sachen zusammen und stürzten davon. Wenige Augenblicke später war die Straße fast leer. Nur die langsamsten, die mit Kindern oder Bündeln beladen waren, brauchten länger, um sich vom Ort der Aufregung zu entfernen.  
 Das Gebäude am Ende der Straße ging in Flammen auf.  
 Jonathan saß immer noch ohne Anstalten aufzustehen; er ergriff Annies Arm: »Was passiert hier?« wollte er wissen. »Warum sind alle so verängstigt?«  
 Annie zerrte heftig an seiner Hand und riß Jonathan auf die Füße. Sie schrie: »Die Demokratiebande! Wir müssen hier verschwinden!«  
 »Warum?«  
 »Keine Zeit für Fragen, gehen wir!« rief sie. Aber Jonathan weigerte sich, weggezerrt zu werden und ließ nicht locker. Voller Todesangst schrie sie: »Laß mich gehen, oder sie bekommen uns alle beide!«  
 »Wer?«  
 »Die Demokratiebande! Sie umzingeln jeden, den sie finden können, und sie stimmen ab, was sie mit ihm tun. Sie können dein Geld nehmen, dich in eine Kiste einsperren oder dich sogar zwingen, ihrer Bande beizutreten. Und niemand kann sie aufhalten!«

Jonathan verstand gar nichts mehr. Wo war denn diese allgegenwärtige Polizei jetzt wieder? »Schützt das Gesetz die Leute nicht vor solchen Banden?«

»Bitte«, sagte Annie und wand sich immer noch, um aus Jonathans Hand zu entweichen. »Rennen wir jetzt, reden können wir später.«

»Wir haben noch Zeit. Schnell, erzähl es mir.«

Sie blickte über seine Schulter. Außer sich vor Angst schluckte sie schwer und sprach schnell: »Na gut. Als sich die Bande gebildet hatte, brachte die Polizei sie für ihre Verbrechen vor Gericht. Die Bande argumentierte, daß sie nur dem Prinzip der Mehrheitsregel folgten, dem selben Prinzip, das die Grundlage für das Gesetz und das Gericht ist. Sie behaupteten, daß die Anzahl der Stimmen alles entscheidet - Legalität, Moral, alles!«

»Wurden sie verurteilt?« fragte Jonathan. Jetzt war die Straße völlig verlassen.

»Müßte ich jetzt wegrennen, wenn man sie verurteilt hätte? Nein, die Richter stimmten zwei zu eins zu ihren Gunsten. »Das unverletzliche Recht der Mehrheit« nannten sie es. Seitdem konnte die Bande hinter jedem her sein, den sie überstimmen konnten.«

Die sinnlosen Regeln und Verhaltensweisen auf dieser Insel machten Jonathan wütend. »Wie können es die Leute in so einem Ort aushalten? Es muß doch eine Möglichkeit geben, sich zu verteidigen!«

»Der einzige Schutz gegen die Demokratiebande ist, einer anderen Bande mit mehr Mitgliedern beizutreten.«

Mit dieser Bemerkung liefen Jonathan und Annie los. Sie rannten an Geschäften und Häusern vorbei und Annie schrie: »Ich würde nicht rennen, wenn ich eine Waffe kaufen dürfte.«

Sie liefen und liefen durch Gassen, durch Tore, um Ecken und über Plätze. Annie kannte die Stadt wie ihre Westentasche.

»Übrigens«, keuchte Jonathan atemlos während sie rannten: »Ich bin Jonathan. Es ist schön, daß wir uns getroffen haben.«

Beide rannten, bis sie erschöpft waren. Schließlich waren sie weit hinter den Straßen und Häusern und kletterten einen steilen Hügel hinauf. Sie hofften, hoch über der Stadt sicher zu sein.

Im Westen ging die Sonne vollständig unter und Jonathan sah, wie immer mehr Feuer in der Stadt unter ihnen ausbrachen. Entfernte Schreie und Rufe drangen gelegentlich bis zu ihnen durch.

»Ich kann nicht mehr«, keuchte Annie. Ihr langes braunes Haar hing durcheinander über ihre Schultern. Sie lehnte sich an einen Baum und schnaufte, um wieder Luft zu bekommen. Jonathan setzte sich hin und stützte sich erschöpft an einen Felsen.

Der wilde Lauf hatte ihr Kleid zerrissen und ihre langen welligen Haare zerwühlt. »Ich würde gern wissen, was wohl mit meiner Familie passiert ist«, sagte sie traurig.

Jonathan verstand ihre Sorgen und war über das alte Paar beunruhigt, das sich in der vorigen Nacht so gut um ihn gekümmert hatten - und über ihre kleine Enkelin, Luise. Jeder Mensch schien hilflos zu sein in dieser merkwürdigen Welt. »Es ist schlimm, daß eure Leute die ganze Zeit kämpfen. Schade, daß sie keine gute Regierung haben, die den Frieden schützt.«

Annie starrte Jonathan an und setzte sich neben ihn. »Das hast du verwechselt«, sagte sie. Sie versuchte immer noch, ihren Atem zu beruhigen und deutete in Richtung der Unruhen: »So lange wie man sich erinnern kann, haben die Leute gelernt, Dinge voneinander mit Gewalt wegzunehmen. Was denkst du denn, wer ihr Lehrer war?«

Jonathan runzelte die Stirn und antwortete: »Du meinst, jemand hat ihnen beigebracht, daß es richtig ist, Gewalt einzusetzen?«

»Nicht irgend jemand. Die meisten der Leute lernen es jeden Tag am eigenen Leibe.«

»Warum hat der Hohe Rat sie nicht aufgehalten?« fragte Jonathan. »Dafür ist die Regierung doch da, oder nicht? Um die Leute vor Gewalt zu schützen?«

»Der Rat ist Gewalt«, sagte Annie nachdrücklich. »Und meistens ist es die Art Gewalt, vor der er die Leute schützen sollte.« Sie wurde etwas ärgerlich. »Ich habe das Recht, mich zu verteidigen. Deshalb kann ich andere, sogar die Herren, beauftragen, mir dabei zu helfen. Aber wenn es für mich falsch ist, andere anzugreifen, dann ist es auch falsch, jemanden zu beauftragen, das für mich zu tun.«

Sie bemerkte Jonathans leeren Blick und war enttäuscht, daß er gar nichts von dem verstand, worüber sie sprach. Deshalb stieß sie ihren Finger in seine Rippen und sagte: »Hör zu, wenn du etwas von einer anderen Person willst, was kannst du tun, um es zu bekommen?«

Jonathan tat die Quetschung immer noch weh, die ihm die Räuberin mit ihrer Pistole zugefügt hatte, und er antwortete: »Du meinst, ohne eine Pistole zu benutzen?«

»Ja, ohne Pistole.«

»Na ja, ich könnte versuchen, ihn zu überzeugen«, sagte Jonathan.

»Richtig, oder ...?«

»Oder - oder, ich könnte ihn bezahlen?«

»Ja, das ist eine Art Überzeugung. Jetzt, noch eins.«

»Hmmm. Zum Hohen Rat gehen und ein Gesetz verlangen?«

»Ganz genau«, sagte Annie. »Mit einer Regierung brauchst du andere Leute nicht zu bezahlen oder zu überzeugen. Du mußt dich nicht einmal auf freiwillige Zusammenarbeit verlassen. Wenn du den Hohen Rat auf deine Seite bekommst, entweder durch Stimmen oder durch Bestechung, kannst du andere zwingen zu tun, was du willst. Wenn natürlich jemand anderes dem Rat mehr anbietet, kann er dich zwingen zu tun, was er will. Und die Herren gewinnen immer.«

»Aber ich dachte, es wäre die Regierung, die die Gesellschaft zusammenhält«, sagte Jonathan.

»Im Gegenteil«, erwiderte Annie. »Die Macht, andere zu zwingen, zerstört alle Anreize zur Zusammenarbeit. Jede Mehrheit kann bekommen, was sie will - und die Minderheit muß damit klarkommen. Es ist legal, aber die Minderheit bleibt unüberzeugt, verbittert und feindlich. Sie haßt die Gefälligkeiten und die Armut, die daraus entstehen.«

Das erinnerte Jonathan an Geschichten, die er in seiner Kindheit über den berühmten Sheriff von Nottingham gehört hatte - der eine korrupte Regierung genutzt hatte, um Reiche und Arme auszurauben und damit seine Gefolgsleute belohnte. Jonathan erinnerte sich schwach, daß er begeistert gewesen war, als er hörte, daß die Opfer schließlich gegen den tyrannischen Sheriff und seine Freunde aufbegehrt hatten.

Annie lenkte Jonathans Blick auf die Feuer unter ihnen. »Sieh diesen Aufstand da unten«, sagte sie. »Das ganze Netz der Gesellschaft wird von diesem ständigen Kampf um die Macht zerrissen. Über die ganze Insel werden Gruppen, die zu viele Stimmen verlieren, eines Tages vor Enttäuschung aufbegehren. Leider wollen sie meistens nicht das Ende der Gewalt. Sie wollen sie nur auf ihrer Seite.«

Sie weinte etwas. »Bald werde ich nach meinem Vater suchen«, sagte sie. Wir haben einen Ort vereinbart, an dem wir uns immer treffen, wenn es passiert. Er sorgt sich um mich, aber ich warte, bis die Feuer aufhören.« Sie machte eine Pause, dann fügte sie hinzu: »Manche sagen, daß ein gelegentliches Feuer in der Stadt gut für die Baumarbeiter ist - es erhöht die Nachfrage nach Holz. Es ist aber traurig, wenn man an die vielen Dinge denkt, die die Leute haben könnten, wenn sie nicht ständig ihre Häuser wiederaufbauen müßten.«

Armer Jonathan Gullible. Er saß bewegungslos da, verwirrt von allem, was seit dem Sturm passiert war. Sein Abenteuer hatte sich in einen Alptraum von Personen und Macht verwandelt. Diese Erfahrung veranlaßte ihn, alle seine Wertvorstellungen in Frage zu stellen.

Jonathan hatte den Menschen immer vertraut. Er hatte Autoritäten als ehrliche Menschen angesehen, die auf die anderen aufpaßten. Er hatte gute Absichten hinter jeder Tat vermutet und daß gute Motive auch gute Ergebnisse hervorriefen. Aber jetzt war er sich nicht so sicher. Er saß lange gedankenversunken da und vergaß fast seine Gefährtin, die es sich bequem gemacht hatte, so gut es ging, und tief eingeschlafen war.

Er sah sie an und dachte: »Es wird ihr schon gutgehen. Sie sieht aus, als könnte sie für sich selbst sorgen. Aber ich muß einen Weg nach Hause finden. Gleich am Morgen werde ich versuchen, zum Gipfel des Berges zu gelangen. Vielleicht kann ich einige Schiffe im Hafen erkennen.« Und er legte sich auch hin, um zu schlafen.

### 33. Geier, Bettler, Hochstapler und Könige

Am nächsten Morgen wurde Jonathan durch die ersten Sonnenstrahlen geweckt. Er beschloß, Annie nicht zu wecken und stieg den steilen Hang zum Gipfel hinauf.

»Leute«, dachte er erbost. »Ständig stoßen sie einander herum. Bedrohen einander. Sperren einander ein. Rauben und verletzen einander.«

Bald zog er sich mit beiden Händen hoch und hielt sich, so gut er konnte, an kleinen Sträuchern fest. Er erreichte eine kleine Lichtung in der Nähe des Gipfels und blickte auf die Stadt tief unten hinab.

Nur noch ein bißchen weiter zu gehen, schätzte er, und kletterte einen Abhang hinauf und durch einen Wald von verkrüppelten und gewundenen Bäumen.

Schließlich wurden die Bäume immer weniger und es blieben nur einige Büsche übrig und dann eine Anhäufung von großen Felsblöcken. Der Vollmond schien noch immer durch die Dämmerung, er neigte sich dem Horizont zu. Die Luft war frisch und angenehm. Jonathan zog sich mühsam weiter und erreichte letztlich den Gipfel.

Auf der Spitze stand ein dürrer Baum ohne Blätter und ein großer, häßlicher schwarzer Geier saß auf einem kahlen Ast.

»Oh nein«, stöhnte Jonathan, der einen freundlicheren Ausblick erhofft hatte. »Das fehlt noch zu meinem Glück. Ich verlasse ein Tal von Geiern, um Ruhe zu finden und was finde ich? Einen richtigen Geier!«

»Einen richtigen Geier!« hörte er eine tiefe, rauhe Stimme.

Jonathan erstarrte. Nur seine Augen, die jetzt so groß wie der Mond waren, bewegten sich langsam und überprüften jeden Zentimeter Boden vor ihm. Sein Herz schlug rasend in seinen Ohren. Seine Lippen sprachen zitternd: »Wer spricht da?«

»Wer spricht da?« machte ihn die Stimme nach. Sie schien von diesem Baum zu kommen.

Jonathan sah den Geier an, der sehr ruhig dasaß. Er dachte: »Könnte es ein sprechender Vogel sein, wie ein Papagei? Sonst gibt es hier niemanden. Aber Geier können nicht sprechen.«

Dann fiel ihm ein, daß auf dieser Insel alles merkwürdig war, warum sollte es dann keinen sprechenden Vogel geben?

Jonathan machte sich so groß wie möglich, hielt den Atem an und ging dann langsam auf den Baum zu. Der Vogel bewegte keine Feder, doch Jonathan hatte das Gefühl, er würde ihn anstarren.

»Hast du mit mir gesprochen?« fragte Jonathan und versuchte, seine Stimme zu kontrollieren.

»Wer sonst?« erwiderte der Geier arrogant.

Jonathan fiel beinahe hin, als seine Knie nachgaben. Er fing sich auf und hockte sich vor dem Baum hin. »Du - du kannst sprechen?«

»Natürlich kann ich sprechen«, sagte der Vogel. »Genauso wie du - obwohl es klingt, als wüßtest du nicht, was du sagst.« Der Vogel drehte seinen Kopf ein wenig und sagte in einem anklagenden Tonfall: »Was hast du genau gemeint, als du gesagt hast, du hättest ein Tal der Geier verlassen?«

»Es - es - es tut mir leid. Ich habe das nicht so gemeint«, entschuldigte sich Jonathan. »Es ist nur, daß alle diese Leute da unten immer so grausam und brutal zueinander sind. Es ist nur eine Redewendung. Sie - sie erinnerten mich an, na ja, an ...«

»Geier?« Der Vogel plusterte sein Gefieder unter seinem nackten Hals auf. Jonathan nickte demütig. Der Geier brummte und schlug mit seinen großen Flügeln, bevor er sich wieder auf seinem Ast niederließ. »Dein Problem, lieber Freund, ist, daß du dich zu leicht von Worten betrügen läßt. Du mußt Handlungen vertrauen, nicht Worten.«

»Ich verstehe nicht«, sagte Jonathan.

»Du meinst, auf dieser Insel wohnen nur Geier. Ha! Wenn das wahr wäre, wäre es eine viel schönere Insel als jetzt.« Der Vogel krümmte seinen langen, häßlichen Nacken voller Stolz. »Es wäre korrekter zu sagen, daß du zu einer Insel von vielen Geschöpfen gekommen bist - wie Geier, Bettler, Hochstapler und Könige. Aber du erkennst die wertvollen nicht, weil du von Titeln und Worten geblendet wirst. Du bist auf den ältesten Trick hereingefallen und betrachtetest das Böse in hoher Wertschätzung.«

Jonathan verteidigte sich: »Das ist kein Trick. Geier, Bettler und so weiter sind leicht zu verstehen. Dort, wo ich herkomme, fressen die Geier von den Knochen der Toten. Das ist ekelhaft!« Jonathan rümpfte betont seine Nase. »Bettler sind einfach und unschuldig. Hochstapler sind raffiniert und lustig - aber auf eine Art schädlich.

Und was Könige und Adel anbelangt«, fügte Jonathan schnell hinzu und seine Augen glitzerten vor Begeisterung. »Na ja, ich habe niemals wirklich welche getroffen, aber ich habe gelesen, daß sie in wunderschönen Palästen wohnen und großartige Kleider tragen. Jeder will so sein wie sie. Könige und ihre Minister regieren das Land und schützen alle seine Bewohner. Da ist kein Trick dabei.«

»Kein Trick?« fragte der Geier. Jonathan starrte auf das Runzeln, daß auf dem Gesicht des Geiers gefroren war. »Denk mal über den Geier nach. Von den vier Geschöpfen ist er der einzige wahre Adelige. Nur der Geier tut etwas wertvolles.«

Der große schwarze Vogel streckte seinen Nacken wieder und sah Jonathan an. »Immer wenn eine Maus hinter der Scheune stirbt, mache ich sauber. Immer wenn ein Pferd auf dem Feld stirbt, mache ich sauber. Immer wenn ein armer Mann im Wald stirbt, mache ich sauber. Ich bekomme eine Mahlzeit und jeder gewinnt dabei. Niemals hat jemand eine Waffe oder einen Käfig benutzt, damit ich meinen Job mache. Bekomme ich einen Dank? Nein. Meine Dienste werden als schmutzig und widerlich angesehen. Deshalb muß der ›häßliche‹ Geier mit Spott und ohne Achtung leben.

Dann haben wir die Bettler«, fuhr der Geier fort. »Sie erschaffen nichts, sie tun niemandem etwas gutes, außer für sich selbst. Aber sie schaden auch niemandem. Und sie passen natürlich darauf auf, nicht in den Wäldern zu sterben. Man könnte sogar sagen, daß sie ihren Wohltätern ein gutes Gefühl verschaffen. Deshalb werden sie toleriert.

Hochstapler sind die schlauesten und haben sich in Gedichten und Legenden einen Ehrenplatz verdient. Sie leben von ihrer Falschheit und betrügen andere unbeirrt mit den Worten, die sie ersinnen. Hochstapler bieten keine nützlichen Dienste an, außer Mißtrauen und Betrug zu lehren.«

Der Geier atmete tief ein, indem er sich aufrichtete und seine Flügel nach hinten warf. Ein leichter Aasgeruch durchzog die Morgenluft. »Schließlich gibt es die Könige. Könige müssen nicht betteln oder betrügen, obwohl sie oft beides tun. Wie Räuber stehlen sie die Erzeugnisse der anderen durch die rohe Gewalt ihrer Befehle. Sie produzieren nichts, aber sie kontrollieren alles.

Und du, mein leichtgläubiger Reisender, verehrst diese ›Königswürde‹ und verachtest den Geier? Wenn du ein altes Denkmal ansehen würdest«, bemerkte der Geier, »würdest du sagen, daß der König großartig war, weil sein Name darauf steht. Und du würdest nicht an alle die Skelette denken, die ich saubermachen mußte, als das Denkmal gebaut wurde.«

Jonathan sagte laut: »Du hast recht. In der Vergangenheit waren einige der Könige Schurken. Aber heutzutage wählen die Bürger ihre Anführer in einen Hohen Rat. Sie sind anders - ja, weil sie gewählt sind.«

»Gewählte Herren anders? Ha, ha.« rief der Geier barsch. »Die Kinder werden immer noch mit den Märchen von den Königen aufgezogen, und wenn sie groß sind, bleiben die Könige so, wie sie es erwarten. Deine gewählten Herren sind nichts anderes als Könige oder Prinzen für vier Jahre.

Tatsächlich sind sie eine Verbindung von Bettlern, Hochstaplern und Königen in einem! Sie betteln oder intrigieren um Beiträge und Stimmen; sie schmeicheln und betrügen bei jeder Gelegenheit; sie stolzieren über die Insel als ihre Herren. Und, wenn sie mit ihren großen Leistungen erfolgreich sind, bleibt immer weniger übrig für diejenigen von uns, die wirklich etwas schaffen und leisten.«

Jonathan schwieg. Er blickte auf das Tal hinunter und nickte nachdenklich mit dem Kopf: »Ich würde gern zu einem Ort kommen, wo es nicht so ist. Kann es so einen Ort geben?«

Der Geier breitete seine großen Flügel aus, sprang vom Baum und landete mit einem dumpfen Aufschlag neben Jonathan. Jonathan sprang zurück, er war von der Größe des Vogels überwältigt. Der Vogel lehnte sich zu ihm, er war fast doppelt so groß wie er.

»Du möchtest einen Ort sehen, wo die Menschen frei sind? Wo die Dinge getan werden, weil man ein Recht dazu hat, und wo Gewalt nur dient, um sich zu schützen? Du möchtest ein Land besuchen, wo die Behörden von den gleichen Verhaltensregeln wie alle anderen gelenkt werden?«

»Oh ja!« sagte Jonathan eifrig.

Der Geier betrachtete den Jungen aufmerksam. Er stand so nah bei ihm, daß Jonathan die riesigen Augen des Vogels sehen konnte. Sie schienen sich direkt in Jonathans Geist zu bohren und in ihm nach Zeichen für seine Aufrichtigkeit zu suchen.

»Ich glaube, das kann geregelt werden. Steig auf meinen Rücken«, sagte der Geier. Der Vogel drehte sich etwas um und senkte seine breiten steifen Schwanzfedern auf den Boden.

Jonathan zögerte, da er sich erinnerte, daß ihm gerade erklärt wurde, Taten zu vertrauen und nicht Worten. Welche Taten hatten es gerechtfertigt, sein Leben den Flügeln eines riesigen Geiers anzuvertrauen? Aber, er war so weit gekommen, was hatte er noch zu verlieren? Voller Neugier zog sich Jonathan vorsichtig in die weiche Höhlung zwischen den Schultern des Vogels hoch. Kaum hatte er seine Arme um den geschuppten Hals des Vogels gelegt, spannte dieser seine Muskeln an. Der Geier sprang unbeholfen in großen Schritten über den Boden. Plötzlich ruckte es und sie glitten in der aufsteigenden Luft.

Sie schwebten über der Insel, der Wind piff in sein Gesicht und Jonathan fühlte sich sehr wohl. Die goldene Glut der Sonnenstrahlen zeigte die Dämmerung eines neuen Tages an und die Lichter der

Stadt unter ihnen gingen langsam aus. Der riesige dunkle Ozean breitete sich vor ihnen aus und er fragte sich: »Wohin fliegen wir?«

#### 34. Das Land der Freiheit

Jonathan saß sicher auf dem Rücken des Geiers, als der große Vogel leicht über die Insel drehte. Nachdem er seine Orientierung gewonnen hatte, glitt der Geier direkt der aufsteigenden Sonne entgegen. Ein leichter Gegenwind verlangsamte den Flug, Stunden vergingen und die Flugbewegungen lullten Jonathan wieder in einen unruhigen Schlaf.

Er träumte. Im Traum rannte er eine enge Straße hinunter und wurde von schattenhaften Gestalten verfolgt. »Halt, du Lump!« riefen sie. Aber sie waren furchterregend und verzweifelt bewegte er seine Beine schneller. Eine Gestalt rückte vor den anderen bedrohlich näher - Lady Tweed. Er hörte ihren Atem an seinem Nacken, als sie ihre fetten Finger ausstreckte, um ihn zu greifen.

Ein heftiger Stoß ließ Jonathan aus dem Schlaf aufschrecken. »Was! Wo sind wir?« fragte Jonathan, der mehrere dicke Federn in den Händen hielt.

»Ich werde dich hier auf diesem Küstenstrand verlassen«, sagte der Geier. »Geh etwa eine Meile nach Norden und du wirst deine Orientierung wiederfinden.« Sie waren an einer Bucht gelandet, die Jonathan undeutlich bekannt vorkam. Dicke Büsche salzigen Grases wogten leicht über langen goldenen Sanddünen und der Ozean sah grau und kalt aus, wo er das Ufer berührte. Behutsam kletterte er vom Rücken des Vogels.

Plötzlich bemerkte Jonathan, wo er war: »Ich bin zu Hause!« schrie er auf. Er begann, den sandigen Hügel der Bucht hinaufzurennen, dann hielt er an und drehte sich noch einmal zu dem Geier um: »Aber, du sagtest, du würdest mich zu einem Ort bringen, wo die Dinge getan werden, weil man ein Recht dazu hat«, sagte Jonathan.

»Das habe ich«, sagte der Vogel.

»Aber so ist es hier nicht«, beklagte sich Jonathan.

»Noch nicht, vielleicht, aber es wird so, wenn du es dazu machst. Jeder Ort, selbst Regulos, kann ein Paradies werden, wenn die Leute wirklich frei sind.«

»Regulos?« schnappte Jonathan nach Luft. »Viele der Inselbewohner, jedenfalls die, die noch nicht in Ketten sind, glauben, sie sind frei genug. Lady Tweed hat es ihnen erzählt. Und der Rest von ihnen hat Angst vor der Freiheit, so sehr, daß sie sie dem Großen Forscher geben«

»Vertraue Taten, nicht Worten«, erinnerte ihn der Geier. »Die Leute können denken, daß sie frei sind, solange sie tun, was man ihnen sagt. Der wirkliche Test der Freiheit kommt dann, wenn sich jemand entscheidet, anders zu sein. Das ist dann der Moment der Lektionen und der Möglichkeiten.« Jonathan fühlte sich plötzlich sehr aufgeregt. Zappelig riß er einen Grashalm aus dem Boden und begann, im Sand zu stochern. »Wie sollen die Dinge sein? Ich habe die Probleme gesehen - aber wo sind die Lösungen?«

Der Geier ließ Jonathans Frage zwischen ihnen schweben und putzte seine Federn. Als alle sauber und weich waren, schaute er auf das Meer und sagte: »Junger Mann, suchst du nach einer Vision für die Zukunft?«

»Ich denke schon«, sagte Jonathan.

»Das ist ein Problem. Die Herrscher haben immer eine Vision und sie versuchen, sie anderen aufzuzwingen.«

»Aber muß ich nicht wissen, wohin ich gehe?«

»Für dich selbst vielleicht, aber nicht für andere.« Der Geier sah Jonathan wieder an und seine Krallen gruben sich in den Sand. »In einem freien Land vertraust du in Tugenden und das Verfahren der Entdeckungen. Tausende von Menschen, die ihren eigenen Zielen zustreben und sich bemühen, werden eine viel bessere Welt schaffen, als du sie für sie entwerfen kannst. Achte zuerst auf die Mittel, dann werden die großen Ergebnisse auch verwirklicht.«

Jonathan verstand es jetzt, es war, als würde ein Funke in ihm zu brennen beginnen: »Wenn die Leute frei sind, werden sie unerwartete Lösungen finden? Und wenn die Leute nicht frei sind, finden sie unerwartete Probleme! Ist es so?«

»Es steckt genug Weisheit darin zu wissen, was Herrscher nicht tun sollen«, fügte der Geier hinzu. »Mache immer eine Probe, wenn du darüber urteilen willst: Wenn du kein Recht hast, etwas zu tun, dann hast du kein Recht, einen Politiker zu beauftragen, es für dich zu tun.«

Jonathan fragte skeptisch: »Ich glaube, ich verstehe es jetzt, aber ich glaube nicht, daß alle zuhören werden.«

»Es ist gut für dich, egal ob andere zuhören oder nicht. Die, die deine Ideale von der Freiheit teilen, werden davon Mut bekommen.«

Der Geier drehte sich zum Meer um und sagte Lebewohl. Jonathan sah zu, wie der große Vogel sich sammelte und seinen riesigen Körper in die Luft hob. Nur wenige Augenblicke später war er im bewölkten Himmel verschwunden.

Jonathan ging die Küste entlang nach Norden. Er erinnerte sich nicht sehr an diesen Marsch, nur an das Knirschen des Sandes unter seinen Füßen und den Wind auf seinem Körper. Jonathan erkannte die felsige Einbuchtung, die zu seinem Städtchen führte. Bald näherte er sich einem Haus und einem Laden an der Ecke des Hafens - seinem Haus.

»Freiheit. Hmm. Wie lange die Leute dafür und dagegen gekämpft haben, meistens zur gleichen Zeit. Die Leute sollten frei sein, das zu tun, was sie möchten, solange sie ihre Nachbarn das auch tun lassen«, dachte Jonathan, als er sich an seine Reise erinnerte.

»Es kann sein, daß ich nicht unterstütze, was mein Nachbar tut, und ich kann ablehnen, mich mit ihm zu verbünden, aber ich sollte nie die Gewalt des Gesetzes gegen ihn anwenden, es sei denn zu meiner eigenen Verteidigung. Das erscheint praktisch - menschlich - ja, und ehrlich. Es wird nicht perfekt sein, aber es ist respektvoll - und besser als jede Alternative.«

Er lief in feierlicher Stimmung weiter und fragte sich, warum es für die Leute so schwer ist, andere in Ruhe zu lassen. »Auswahlmöglichkeiten schaffen Wachstum und Reife - Kampf und schließlich Wohlstand. Politische Macht sollte nur die Freiheit schützen und sie nicht wegnehmen. Denn Tugend kann nur dort entstehen, wo man die Freiheit der Wahl hat«, schloß Jonathan.

Jonathans großer, schlanker Vater war gerade dabei, auf der Veranda Seile aufzuwickeln. Seine Augen weiteten sich vor Erstaunen, als er seinen Sohn den Weg entlanggehen sah. »Jon«, schrie er, »Jonny, Junge, wo bist du gewesen?«

Er rief nach seiner Frau, die innen saubermachte. »Sieh mal, Rita, sieh mal, wer zurück ist!«

»Was soll der ganze Lärm?« fragte Jonathans Mutter, die erschöpfter aussah, als Jonathan in Erinnerung hatte. Sie kam auf die Veranda heraus und schrie vor Glück, als sie ihren Sohn sah.

Sofort nahm sie Jonathan in ihre Arme und drückte ihn lange. Dann schob sie ihn zurück, hielt ihn etwas von ihr weg und wischte sich mit ihrem Ärmel die Freudentränen aus dem Gesicht. »Wo bist du nur gewesen, junger Mann? Bist du hungrig, Jon?«

Dann sagte sie aufgeregt zu ihrem Mann: »Mach das Feuer an und stell den Kessel drauf!«

Sie feierten ihr Wiedersehen. Nachdem er die letzte Scheibe von Mutters warmen Brot gegessen hatte, seufzte Jonathan und lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. Er erzählte seinen Eltern von der Reise zur Insel Regulos, ließ allerdings sorgfältig die unglaubliche Begegnung mit dem Geier aus. Der alte Laden und ihre Zimmer leuchteten im Licht des Feuers.

»Ja, Sohn, du siehst älter aus«, sagte sein Vater. Er blickte Jonathan streng an und scherzte: »Willst du bald wieder verschwinden?«

»Nein, Vater«, sagte Jonathan. »Ich werde eine Weile hier bleiben. Hier gibt es noch genug Arbeit zu tun.«

## Epilog

Die Philosophie dieses Buches beruht auf dem Prinzip des Eigentums an sich selbst. Dein Leben gehört dir. Wenn man das leugnet, sagt man, daß eine andere Person einen höheren Anspruch auf dein Leben hat als du selbst. Dein Leben gehört keiner anderen Person oder Gruppe von Personen, genauso wie das Leben der anderen nicht dir gehört.

Du lebst in der Zeit: Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit. Das offenbart sich in deinem Leben, deiner Freiheit und den Produkten deines Lebens und deiner Freiheit. Wenn du dein Leben verlierst, verlierst du deine Zukunft. Wenn du deine Freiheit verlierst, verlierst du deine Gegenwart. Und wenn

du die Produkte deines Lebens und deiner Freiheit verlierst, verlierst du den Teil deiner Vergangenheit, in der sie erzeugt wurden.

Ein Produkt deines Lebens und deiner Freiheit ist dein Eigentum. Eigentum ist das Ergebnis deiner Arbeit, das Ergebnis deiner Zeit, Energie und deiner Talente. Es ist der Teil der Natur, den du in wertvollen Nutzen umgewandelt hast. Und es ist das Eigentum von anderen, die es dir in einem freiwilligen Tausch und unter gegenseitiger Zustimmung gegeben haben. Zwei Menschen, die ihr Eigentum freiwillig tauschen, ziehen beide daraus einen Vorteil, oder sie würden es nicht tun. Nur sie sind dazu berechtigt, diese Entscheidung für sich zu treffen.

Manchmal nutzen die Menschen Zwang und Betrug, um von anderen Dinge ohne deren bewußte, freiwillige Zustimmung zu erhalten. Die erste Anwendung von Gewalt gegen das Leben ist Mord, gegen die Freiheit ist Sklaverei und gegen das Eigentum ist Diebstahl. Es ist das gleiche, ob diese Handlungen von einer Person allein begangen werden oder von den vielen gegen die wenigen oder sogar von Beamten in feinen Anzügen.

Du hast das Recht, dein eigenes Leben gegen die gewaltsame Einwirkung anderer zu verteidigen, genauso wie deine Freiheit und dein gerecht erworbenes Eigentum. Und du kannst andere bitten, dir dabei zu helfen. Aber du hast kein Recht, als erster Gewalt gegen das Leben, die Freiheit oder das Eigentum anderer einzusetzen. Deshalb hast du auch kein Recht, eine andere Person zu bestimmen, in deinem Auftrag Gewalt gegen andere zu verüben.

Du hast das Recht, dir eine Regierung zu suchen, aber du hast kein Recht, diese Herren anderen aufzubürden. Egal wie die Regierenden ausgewählt werden, sie sind nur Menschen und haben keine Rechte oder Ansprüche, die über denen anderer Menschen stehen. Ganz gleich welche phantastischen Etiketten sie für ihr Verhalten benutzen oder wieviele Menschen sie unterstützen, die Regierenden haben kein Recht zu morden, zu versklaven oder zu stehlen. Du kannst ihnen keine Rechte übergeben, die du nicht selbst hast.

Da dir dein eigenes Leben gehört, bist du für dein Leben verantwortlich. Du mietest dein Leben nicht von anderen, die deinen Gehorsam verlangen. Genausowenig bist du ein Sklave von anderen, die dein Opfer verlangen. Du wählst deine eigenen Ziele, die auf deinen eigenen Werten beruhen. Erfolg und Mißerfolg sind beides die notwendigen Anreize zu lernen und zu wachsen. Deine Handlungen im Auftrag anderer oder deren Handlungen in deinem Auftrag sind nur dann tugendhaft, wenn sie im freiwilligen, gegenseitigen Einvernehmen zustande kommen. Denn Tugend kann nur dort bestehen, wo es eine freie Wahl gibt.

Das ist die Grundlage einer wirklich freien Gesellschaft. Sie ist nicht nur die praktischste und humanitärste Grundlage menschlichen Verhaltens, sondern sie ist auch die ethischste.

Die Probleme der Welt, die aus der ersten Anwendung von Gewalt durch eine Regierung entstehen, haben eine Lösung. Die Lösung ist, daß die Menschen der Welt aufhören, Regierungsbeamte zu bitten, Gewalt in ihrem Auftrag einzusetzen. Böses geht nicht nur von schlechten Menschen aus, sondern auch von guten Menschen, die die Anwendung von Gewalt als Mittel für ihre eigenen Ziele tolerieren. Auf diese Weise haben gute Menschen in der ganzen Geschichte die schlechten Menschen mit Macht versehen.

Vertrauen in eine freie Gesellschaft zu haben, bedeutet, sich auf den Entdeckungsprozeß auf den Märkten der Werte zu konzentrieren, statt auferlegten Visionen oder Zielen nachzulaufen. Staatliche Gewalt zu nutzen, um anderen eine Vision aufzubürden, ist geistige Faulheit und endet immer mit unerwarteten, perversen Folgen.

Eine freie Gesellschaft zu erreichen, verlangt den Mut zu denken, zu sprechen und zu handeln - vor allem wenn es einfacher ist, nichts zu tun.

## Empfohlene Organisationen und Bücher

### Organisationen:

- Liberale Akademie Berlin, Hohenzollerndamm 88a, 14199 Berlin, Deutschland, Tel.: (030) 826 1624, e-mail: [rstiebler@der-markt.com](mailto:rstiebler@der-markt.com), www: <http://www.der-markt.com>.

- Liberales Institut der Friedrich-Naumann-Stiftung, Margarethenhof, 53637 Königswinter, Deutschland, Tel.: (02223) 701 215, e-mail: [Libinst@aol.com](mailto:Libinst@aol.com).

-American Enterprise Institute, 1150 17th st. NW, Washington D.C., 20036, USA, Tel.: (202) 862-5800  
-CATO Institute, 1000 Massachusetts Ave. NW, Washington D.C., 20001-5403, USA, Tel.: (202) 842-0200, Fax.: (202) 842-3490, www: <http://www.cato.org>.  
-Heritage Foundation, 214 Massachusetts Ave. NE, Washington D.C., 20002, USA, Tel.: (202) 546-4400, www: <http://www.abb.org/heritage>.  
-Institute for Humane Studies, George Mason University, 4084 University Dr., Suite 101, Fairfax, VA 22030, USA, Tel.: (703) 934-6920, Fax.: (703) 352-7535  
-Individual Society for Individual Liberty & Freedom Forum Books, 1800 Market St., San Francisco, CA 94102, USA, Tel.: (415) 864-0952, Fax.: (415) 864-7506, www: <http://www.creative.net/~star/isil.htm>.  
-Laissez Faire Books, 942 Howard St., San Francisco, CA 94103, USA, Tel.: (415) 541-9780, Fax.: (415) 541-0597, www: <http://www.lfb.org>.  
-Reason Foundation, 3445 S.Sepulveda Blvd., Suite 400, Los Angeles, CA 90034, USA, Tel.: (310) 391-2245

Bücher:

Bastiat, Frederic: The Law, dt. Das Gesetz  
Boaz, David: Libertarianism – A Primer  
Friedman, David: The Machinery of Freedom, dt. Das Uhrwerk der Freiheit  
Friedman, Milton und Rose: Free to Choose  
Hazlitt, Henry: Economics in one lesson  
Rand, Ayn: Atlas shrugged, dt. Wer ist John Galt?  
Rothbard, Murray: For a new Liberty, dt. Eine neue Freiheit  
Ruwart, Mary: Healing our World, dt. Rettung für die Welt  
Tannehill, Linda und Morris: The Market for Liberty, dt. Der Markt der Freiheit  
Thoreau, Henry David: On the Duty of Civil Disobedience, dt. Die Pflicht zum sozialen Ungehorsam